

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 199 Herbst 2021

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



HALT

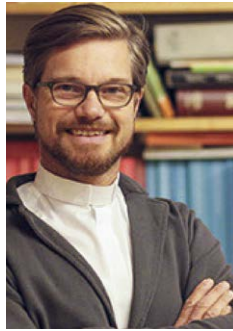


Azra Akšamija, Silk Road Works (Detail), Installation auf der von Hashim Sarkis kuratierten 17. Architekturbiennale von Venedig, 2021. © Akšamija

Silk Road Works

Auf Venedig als wirtschaftliche Drehscheibe und kulturellen Schmelztiegel zwischen östlicher und westlicher Tradition bezieht sich die Installation von Azra Akšamija auf der Architekturbiennale von Venedig. Eine Reihe von Figuren mit Helmen aus blauen Muranoglas und Overalls aus kostbaren Seidenstoffen, die an Motive barocker Wandbespannung in venezianischen Palazzi erinnern, reicht sich die Hände. Die Stoffbahnen hinter ihnen lassen sich zu Schutzwesten falten oder bilden Gebetsteppiche, die auch als tragbare Moschee funktionieren. Die Arbeit thematisiert Ausbeutung von Arbeitern durch Franchising-Systeme aber auch die Chancen für gelingendes Zusammenleben durch transkulturellen Austausch.

Editorial



Gefühlt ist es eine Erfahrung aus einer ganz anderen Zeit, die schon weit in der Vergangenheit liegt: Der erste Corona-Lockdown im März letzten Jahres, als plötzlich alles stillstand. Keine Menschen auf den Gassen und Plätzen unserer Städte, keine Autos auf den Straßen, keine Flugzeuge am Himmel. Und dazu die Bilder von venezianischen Kanälen mit glasklarem Wasser, Wildtieren, die sich Lebensräume an den Stadträndern zurück-

eroberten und überall viel spontan gelebte Solidarität zwischen Menschen, die sich nicht oder kaum kannten. Das scheint auch deshalb so weit weg zu sein, weil sich die Vorzeichen grundsätzlich geändert haben. Aus den erhofften paar Wochen Stillstand und einer darauf folgenden Rückkehr zu einer erneuerten und mit positiven Erfahrungen angereicherten Normalität wurde nichts. Die weiteren Lockdowns lähmten nur mehr und schürten gleichzeitig Emotionen. Ängste und Unsicherheit stiegen und die Diskussionen in den Chats und Foren, was denn zu tun sei und welche Maßnahmen zu setzen wären, gerieten zunehmend aus dem Ruder. Diesbezüglich wäre ein Rufzeichen hinter den Titel unseres Jahresthemas HALT zu setzen, der auch über dieser Ausgabe unserer Zeitschrift steht. Aber da ist auch kein Rufzeichen, das sich einen weiteren Lockdown wünschen und naiv mit einem Nach- und radikalen Umdenkprozess rechnen würde, weil kurz aufgeblitzt war, was im Blick auf Ökologie und Klimakrise möglich wäre, wenn man sich zu wirklich einschneidenden Maßnahmen durchringen würde. Denn so einfach ist das nicht. Und so geht es nicht um ein verklärendes Innehalten, sondern um die Frage, was denn Halt geben kann, wenn sich in unserer Gesellschaft Bruchlinien auftun, die nicht zu kitten zu sein scheinen, weil der Rückzug immer größerer Teile der Gesellschaft in Bubbles und Echoräume ungekannte Ausmaße angenommen hat. Halt bieten anscheinend auch Verschwörungstheorien und irrationale Welterklärungsmodelle. Eine Gemengelage, die frustriert und auch gefährlich ist. Darüber wollen wir im Herbst mit Bischof Hermann Glettler in einem Gesprächsformat in der Katholischen Hochschulgemeinde sprechen.

Am Cover dieses Heftes reichen sich Figuren die Hände. Die Künstlerin lässt die Deutung bewusst offen, und so wollen wir es auch mit unserem Jahresthema halten: zuerst einmal wahrnehmen und analysieren, im Gesamtgesellschaftlichen wie im Persönlichen. Schritte zu einer wie auch immer gearteten Normalität erscheinen erst sinnvoll, nachdem Chancen, die möglicherweise gerade in einer Krise liegen oder auch überraschende neue Perspektiven ausgelotet worden sind. Auch Ängste und manch Irrationales werden dabei eine Rolle spielen. Davor gilt es nicht die Augen zu verschließen. Dazu wollen die Artikel dieses Heftes einen Beitrag leisten. Bebildert haben wir es am Cover und im Inneren mit Fotostrecken von Arbeiten von Azra Akšamija, mit der ich anlässlich der Eröffnung der Architekturbiennale in Venedig ein Gespräch führen konnte. Wir hoffen, dass wir unsere traditionelle Fahrt zur Biennale in diesem Jahr durchführen können und nicht nur angesichts dieser Reise auf eine weitere Eindämmung der Pandemie-Bedrohung.

Ein gutes Semester in wohl weiterhin herausfordernden Zeiten und eine anregende Lektüre wünscht

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

HALT

Gegenseitigkeiten

Die Krisen der letzten Jahre ...

Von Franz Wallner (2)

Von Agnes Hobiger (3)

Was hält uns noch zusammen? (4)

Von Martin Dürnberger

Dichten wir das Leben um (8)

Von Anna Maria Steiner

Wir müssen vom
Egotrip wegkommen (11)

Alois Kölbl im Gespräch mit der
Künstlerin Azra Akšamija

Mit Doppelpass zum Goal (16)

Von Anton Tauschmann

„Natürlich erzählen wir Geschichten“ (19)

Das Architektenduo Leb Idris
im Gespräch mit Florian Traussnig

Hoch hinauf strebend
und doch geerdet (22)

Von Bernhard Valentinitsch

Halt durch Haltung (24)

Von Peter Rosegger

Einwürfe (26)

Von Frank Moritz-Jauk

Raus aus dem Fluss (27)

Von Harald Koberg

khg community (28)

Gegenseitigkeiten

Die Krisen der letzten Jahre haben unsere gesellschaftlichen Sollbruchstellen schonungslos freigelegt – wo hingegen hat es Zusammenhalt, wo hat es Halt gegeben?

Von Franz Wallner

Am letzten Tag vor dem Lockdown, einem Sonntag, wollte ich nach Wien fahren. Wir hatten die Bahnkarten schon länger gekauft und es reizte mich die völlig unerwartete Gelegenheit, eine Großstadt knapp vor dem „Herunterfahren“ zu erleben. Unsere erwachsenen Kinder, eigentlich eher relaxt, rieten uns ungewohnt heftig davon ab. Wir sind dann nicht nach Wien gefahren. Es war für mich aber doch eine besondere Erfahrung, wie sehr mein Empfinden sich von der Wahrnehmung der jüngeren Generation unterschied. Unterschiedliche Wahrnehmungen bei nahen Menschen wurden mir bewusst, denn ich habe mich nicht als „vulnerabel“ empfunden. Es war ein erstes „Halt“ für mich und zugleich das Gefühl einer allgemeinen Angst-erfahrung, ausgelöst durch einen unheimlichen Virus. Ich hatte bereits vor einigen Jahren ein Buch über die Pest gelesen, in dem geschildert wurde, wie sehr die Angst vor dieser Krankheit die Gesellschaft verändert hatte. Weitere Seuchen wären zu befürchten, war da zu lesen. Doch unsere Welt scheint sehr vergesslich, trotz Spanischer Grippe, Ebola, SARS, Pocken, Mers u.a.

Die Pandemie, ausgelöst durch Corona, hat auch unsere Gesellschaft verändert. Wir wurden eindrücklich an die Verletzlichkeit unseres Lebens erinnert. Es war eine globale Erfahrung, dass nicht nur die Armen dieser Welt betroffen sein können, Geld und Reichtum nicht schützen können. Es war eine schier prophetische Ermahnung, dass vor dieser Krankheit alle Menschen gleich sind. Irgendwie fanden sich Menschen in der Erfahrung einer Art von Gerechtigkeit vor dieser Krankheit.

Wenn Fasten bedeutet, eine neue Freiheit zu erleben, dann haben viele Menschen genau diese Erfahrung gemacht. Sie mussten ohne Dinge leben, ohne die zu leben sie für unmöglich gehalten haben. Manche Menschen haben auch aufgeatmet, da ihnen aufgegangen ist: es geht auch anders, es muss nicht immer so weitergehen. Der Theologe Johann Baptist Metz beschreibt in einer Kurzformel Religion als Unterbrechung. Für mich hat unsere Gesellschaft eine solche religiöse Erfahrung gemacht. Sie hatte die Chance, stehen zu bleiben, ihren schnellen Lauf zu unterbrechen, zurückzuschauen, nachzudenken über den Kurs. Es war auch die Möglichkeit, Bilanz zu ziehen, vielleicht auch zu warten auf die Langsamen. Es war auch Zeit, sich neu zu orientieren, vielleicht auch die Herausforderungen der Klimaerwärmung anzugehen.

Erstaunlich war für mich, wie rasch die gute geölte Wirtschaft, von deren Wirken das Gelingen der Gesellschaft abzuhängen schien, zum Halten gebracht werden konnte. Für kurze Zeit schien eine andere Gesellschaft möglich, sozialer, rücksichtsvoller, der Schöpfung mehr zugewandt, leiser und bewusster. Wenn man diese Pandemie als Erfahrung einer Notbremsung sehen kann, ist es auch interessant, welche Haltegriffe man in der Not in der Nähe zur Verfügung hat. Eine ruhige Fahrt kann auch in Zukunft nicht garantiert werden, deshalb sollten gute Haltegriffe, auch spiritueller Art, gesucht werden. Es bleibt zu hoffen, dass die neue Normalität nicht die alte wird. Ein bloßes Nachhollen dessen, was man nicht konsumieren, erleben oder produzieren konnte, würde den Lerngewinn dieser Zeit vernichten.



Franz Wallner, geb. 1949 in Graz, studierte Theologie und Mathematik in Graz und Regensburg, wirkte als Pastoralassistent u.a. an der KHG Graz, als Professor an der KPH Graz, bis heute aktiver Diakon und Krankenhausseelsorger.

Foto: privat

Gegenseitigkeiten

Die Krisen der letzten Jahre haben unsere gesellschaftlichen Sollbruchstellen schonungslos freigelegt – wo hingegen hat es Zusammenhalt, wo hat es Halt gegeben?

Von Agnes Hobiger

Wer in letzter Zeit Halt in der Berührung anderer suchte, wer gehalten werden wollte, hatte es nicht leicht. Gerade geliebten Personen kam man besser nicht zu nahe, wer will schon für die Erkrankung eines Angehörigen verantwortlich sein. Physische Nähe als Halt fiel also aus. Nähe lässt sich auch anders erzeugen, haben wir alle gelernt. Man kann online Spiele- und Filmabende machen, Gedanken und Gefühle auch bei Skype-Treffen austauschen. Manche Beziehungen intensivierten sich, da Distanz auf einmal keine so große Rolle mehr zu spielen schien. Andere flachten ab und müssen irgendwann neu mit Leben gefüllt werden. Auch wenn man sich online nah sein kann, der Halt, den eine Umarmung guter Freunde uns gibt, kann auf Dauer nicht ersetzt werden.

Halt anderer Art bieten unterschiedliche politische Erzählungen. Der ORF veröffentlichte jeden Abend die aktuellen Zahlen zur Pandemie. Wie viele Menschen sind krank, wie viele schon wieder gesund? Wie viele liegen auf Intensivstationen, wie viele Betten sind besetzt? Das diffuse Gefühl der Bedrohung wurde in Zahlen gegossen, wurde messbar – wenn die richtigen Parameter erfasst wurden. Wenn man „den Behörden“ vertrauen konnte, die Zahlen korrekt zu erfassen. Was den einen Halt gab, weil es die Pandemie beherrschbar und politische Maßnahmen möglich machte, war anderen ein steter Quell der Skepsis. Sie suchten Halt bei Gegenpropheten, die unterschiedliche andere Interpretationen der Wirklichkeit zur Verfügung stellten. Den unterschiedlichen Erzählungen ist gemeinsam, dass sie für sich beanspruchen, die Wirklichkeit zu erklären, „die Wahrheit“ zu sagen und so den Menschen Halt zu bieten.

Auch religiöses Erleben bietet Halt. Gerade während der Pandemie waren allerdings die traditionellen Arten der religiösen Glaubenspraxis eingeschränkt. Gemeinsames Gottesdienstfeiern war physisch nicht möglich. Durch WhatsApp-Gruppen und Online-Gottesdienste wurde versucht, diesen Wegfall zu kompensieren, trotzdem fehlte oft die Struktur, die in dem neuen Medium erst entwickelt werden musste. Die besten Zoom-Gottesdienste der Katholischen Hochschulgemeinde gab es im zweiten Lockdown, als alle sich schon ein wenig an die Rahmenbedingungen gewöhnt hatten und man anfangs, die Möglichkeiten, die diese Art der Gestaltung bietet, zu nutzen. Wenn fünf

unterschiedliche Musiker*innen aus fünf unterschiedlichen Wohnungen einen Gottesdienst gestalten wird eine großartige Fülle von Talenten sichtbar.

Dass Tradition uns Halt gibt, war für mich besonders zu Ostern erlebbar. Wie viel von meinem Glauben durch die gemeinsamen Riten und die fixe Gottesdienstordnung der Osterfesttage transportiert wird, war fast erschreckend zu beobachten. Ohne den Halt, den der vorgefertigte Rahmen bietet, war ich gezwungen, das Mysterium der Auferstehung für mich allein noch einmal neu zu interpretieren. Dies hat meine eigene Position gefestigt, doch gleichzeitig differenziert sich meine Position immer weiter und der Anschluss an andere Menschen muss dann erst wieder gefunden werden.

Die Suche nach Halt in einer unsicheren Zeit hat viele von uns in letzter Zeit auf unterschiedliche Wege geführt. Hoffentlich haben wir uns nicht zu weit voneinander und einem gemeinsamen Diskurs entfernt und sind noch in der Lage, die verschiedenen Positionen zu einer konstruktiven Synthese zu bringen um die Zukunft gemeinsam produktiv zu gestalten.



Agnes Hobiger, geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs. *Denken+Glauben*-Redaktionsmitglied.

Foto: privat

Was hält uns noch zusammen?

We-ness zwischen Singularität, Solidarität und Universalität
Von Martin Dürnberger

Was hält uns noch zusammen? Eine solche Frage ist üblicherweise Symptom einer Krise: So fragt man, wenn die Beziehung zerrüttet, der Sportverein zerstritten und die Pfarrgemeinde sich fremd geworden ist. Dann steht Klärungsarbeit an: *Was ist es, was uns noch verbindet – und reicht das für eine gemeinsame Zukunft?* Zweifellos sind Fragen wie diese Kinder einer Moderne, in der Herkunft und Tradition nicht mehr vorsehnen, ob und auf welche Weise wir mit wem zusammengehören, -leben und -arbeiten; dennoch gewinnen sie aktuell im Kontext globaler Herausforderungen vielleicht besonders an Fahrt: Gleich ob Klimawandel, Pandemiebekämpfung oder Migration – ohne kooperative Anstrengung und Gemeinschaftssinn, ohne das *Wir* lassen sich solche Herausforderungen nicht bewältigen. Das sinnt uns Reflexionen auf die Ressource Solidarität ebenso wie auf ihren Verschleiß an; der folgende Beitrag will das in einem sehr bescheidenen Rahmen versuchen.

Thomas vs. Thomas: Ist der Mensch des Menschen Wolf oder Freund?

Stellen wir die Frage nach sozialem Zusammenhalt auf dem *okzidental*en Denkpfad (Jürgen Habermas) in einer grundsätzlichen Weise, finden wir unterschiedliche Spuren. Sinnbildlich dafür stehen zwei Thomasse: Vom englischen Philosophen und Staatstheoretiker Thomas Hobbes stammt die Überlegung, dass der Mensch sich im vorgesellschaftlichen Naturzustand in einem *bellum omnium in omnes* befinde – der Mensch, so die Formulierung in seinem Werk *De Cive*, sei dem Menschen eben ein Wolf: *homo homini lupus*. Es ist einsichtig, dass in einer so aufgesetzten Anthropologie Phänomene der Solidarität als sekundäre, gleichsam kulturelle Zähmungseffekte zu interpretieren sind – was in Gewalt, Neid und Missgunst gegen andere aufblitzt, ist das Humanum in seinem brutalen Naturzustand; die Leistung der Kultur besteht darin, diesen Zustand durch die Macht sozialer Institutionen einzuhegen. Demgegenüber steht bei Thomas von Aquin in der Spur des Aristoteles eine erkennbar andere Perspektive: *naturaliter homo homini amicus* schreibt er Mitte des 13. Jahrhunderts etwa in der *Summa contra Gentiles* und zeichnet das Verhältnis von Mensch und Mitmensch damit als von Natur aus freundschaftlich – *der Mensch ist des anderen Menschen Freund*. Auch die Pointe dieser

Position für unsere Frage ist unmittelbar klar: Wenn der Mensch von Grund auf kooperativ ist, liegt es nahe, Unfairness und Egoismus tendenziell als pathologische Entfremdungseffekte zu deuten, in denen der Mensch gegen seine ursprünglich kooperative Natur handelt.

Nun wird man diese schablonenhafte Gegenüberstellung aus gutem Grund kritisieren: Zum einen sind selbst Feinde zu stabilen Verträgen und auch Freunde zu heftigen Konflikten fähig, zum anderen ist die Plastizität der „menschlichen Natur“ so erstaunlich, dass die Rede von „Naturzuständen“ keinen klaren methodischen Sinn hat – zu fein ist das Zusammenspiel von Natur und Kultur, wenn es um den *homo sapiens* geht; zudem ist fragwürdig, wie sinnvoll spekulative Anthropologien sind, seien sie philosophisch oder theologisch angelegt. Dennoch ist das skizzierte Thomas-Problem als solches – *Wie sollen wir den Menschen verstehen: als grundlegend kooperativ und solidarisch oder als selbstbezüglich und egoistisch?* – damit nicht ad acta gelegt. Die grundsätzliche Frage nach dem Menschen und seinen Dispositionen zu Kooperativität ist ja auch dann noch von Interesse, wenn man nicht mehr von „Naturzuständen“ spricht und eher empirisch vorgeht; gerade hier hat in den letzten Jahrzehnten – wenn man sich erlaubt, die Namensähnlichkeit als Brücke zu nutzen – gleichsam ein *dritter* Thomas aufschlussreiche Forschungen vorgelegt: der US-amerikanische Anthropologe Michael Tomasello.

Michael Tomasello: Warum wir kooperieren

Tomasello, der am Leipziger Max-Planck-Institut (MPI) für Evolutionäre Anthropologie forschte, ist vor allem für seine Experimente bekannt, in denen er das Verhalten von Affen mit jenem von Kleinkindern verglich – und zwar in einem Alter, in dem noch keine massiven erzieherischen Lenkungseffekte zu erwarten sind. Das grundlegende Phänomen, so schreibt Tomasello, sei simpel: „Kleinkinder im Alter zwischen 14 und 18 Monaten begegnen einem nicht verwandten Erwachsenen, den sie erst wenige Momente zuvor kennengelernt haben. Der Erwachsene steht vor einem kleinen Problem, und die Kleinkinder helfen ihm, es zu lösen. Dabei tun sie alles Mögliche, vom Herbeiholen nicht erreichbarer Gegenstände bis hin zum Öffnen von Schranktüren, wenn der Erwachsene keine Hand frei hat. In einer Studie halfen 22 von 24 untersuchten Kindern



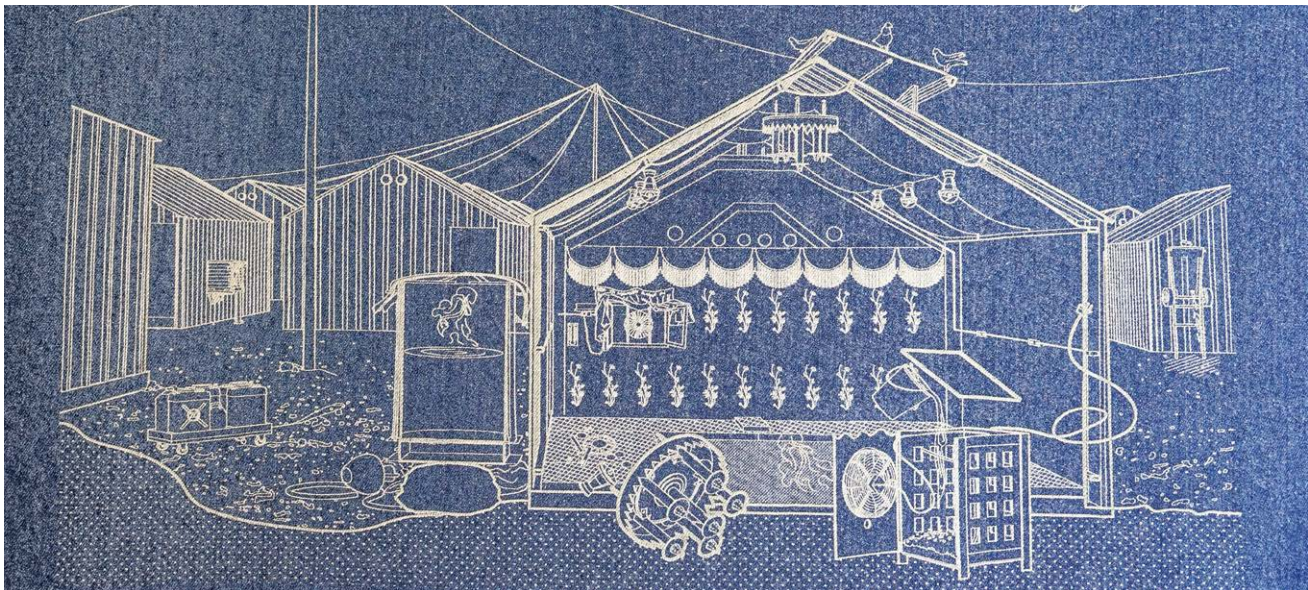
Azra Akšamija / MIT Future Heritage Lab, T-Serai, Installation auf der von Hashim Sarkis kuratierten 17. Architekturbiennale von Venedig, 2021 (2019). © Akšamija

in mindestens einem Fall, und dies praktisch sofort“, so Tomasello. Nicht nur die Disposition zur Hilfe, sondern vor allem auch zur Weitergabe von Informationen sowie zum Teilen lässt sich auf diese Weise anders als bei Affen bereits bei Kleinkindern nachweisen; in diesem Sinn spricht Tomasello von einer *we-ness*, einem „Wir-Gefühl“, das sich beim Menschen früh zeige – Zusammenhalt, Kooperation und Solidarität sind in dieser Perspektive weniger Gegenstand unserer Entscheidungen, sondern evolutionär bedingte Medien unseres Mensch-Seins. Kooperation ist gleichsam das Wasser, in dem das Fischelein Mensch immer schon schwimmt.

Auch wenn sich Tomasellos Ergebnisse wie eine glatte Bestätigung des *homo homini amicus* ausnehmen, darf nicht übersehen werden, dass inmitten der sozialen Interaktionen von Kindern nicht weniger „natürlich“ (wenn man das Vokabel erlaubt) ein weiterer Prozess einsetzt: Anfangs, so Tomasello, seien Kinder zwar „zum Helfen und zur Kooperation veranlagt. Dann aber lernen sie, selektiv zu helfen, zu informieren und zu teilen“ – und zwar gemäß der *tit for tat*-Strategie: Man kooperiert langfristig

nun mal eher mit jenen, die ebenfalls kooperativ sind und eine*n nicht ständig übervorteilen – die allgemeine *we-ness* wird gewissermaßen spezifiziert (man denke nur an die Bildung von Banden im Kindergarten). Der Faktor *Fairness*, dessen Bedeutung hier hervorblitzt und den spieltheoretische Untersuchungen weiter erhellen können, ist hier ebenso relevant wie der Faktor *Vertrauen*: Das eigene Handeln ist nicht ohne Zeitindex mit dem Handeln anderer verbunden, sondern hängt v.a. auch davon ab, welches zukünftige Handeln man vom Gegenüber erwartet bzw. glaubwürdig erwarten darf. Wenig überraschend sind deshalb Vertrauen und Glaubwürdigkeit für Kooperation unabdingbar: Wo beides erodiert, wird Kooperation schwierig und das Wir-Gefühl zerreißt. In diesem Sinn bilden Vertrauen und Glaubwürdigkeit das feine Gewebe, das sozialen Zusammenhalt ausmacht.

Gerade diese letzten Beobachtungen sind Brücken, um von grundlegenden anthropologischen zu konkreten zeitdiagnostischen Reflexionen zu gelangen; sie legen nämlich nahe, dass *we-ness* und Kooperation, Solidarität und Zusammenhalt nicht einfach (evolutionär grundgelegte,



Azra Akšamija / MIT Future Heritage Lab, T-Serai (Detail),
Installation auf der von Hashim Sarkis kuratierten 17. Architekturbiennale von Venedig, 2021 (2019). © Akšamija

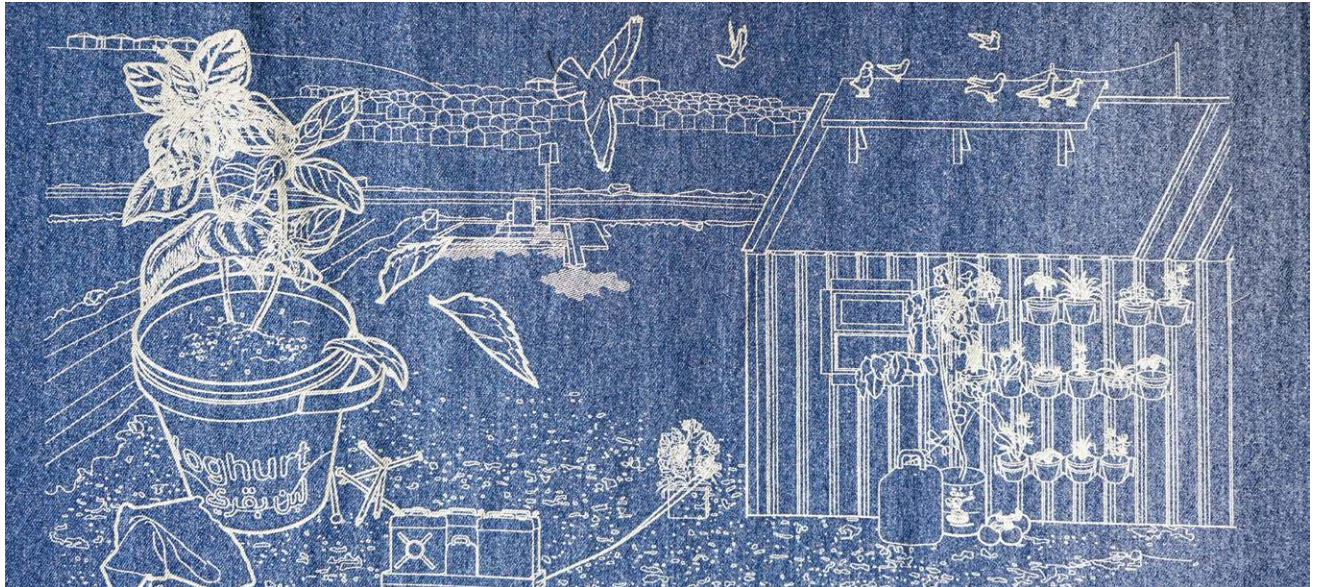
nun robust wirksame) Dispositionen menschlichen Verhaltens sind, sondern dass diese Veranlagungen volatil sind. Fehlen Bedingungen, in denen *beide* Partner profitieren (können), adaptiert man in der Regel sein Verhalten und dosiert sein kooperatives Engagement. In welcher Weise ist unsere Kooperationsbereitschaft aber aktuell herausgefordert? Ich beschränke mich darauf, nur zwei Überlegungen einzuspielen.

Herausforderungen: Digitale Transformation und Gesellschaft der Singularitäten

Eine erste Herausforderung für alle Formen von Kooperation und *we-ness* ist nicht erst das Problem von sogenannten Trittbrettfahrern (i.e. von Akteur*innen, die von Kooperation profitieren, aber wenig beitragen), sondern bereits davor die menschliche Fehleranfälligkeit bzw. ihr Angewiesen-Sein auf eine Infrastruktur hinreichend geglückter Kommunikation. Das Problem ist *prima facie* einsichtig: Mitunter wollen wir einer in Wien umherirrenden Touristengruppe helfen, unterliegen aber einem Missverständnis und schicken sie nach Hellbrunn – und nicht nach Schönbrunn, wie sie das eigentlich wollte. Weil Fälle wie diese immer wieder auftauchen, müssen Netzwerke menschlicher Kooperation einen gewissen Grad an Fehlern und Fehlleistungen tolerieren. Solange bestimmte Kippunkte nicht überschritten sind, tun wir das auch; haben wir allerdings zu oft Informationen erhalten, die sich als unklar, unzuverlässig oder falsch herausstellen, oder ist die Glaubwürdigkeit des Gegenübers massiv beschädigt, kippt der Vertrauens- in einen Misstrauensvorschuss; insofern

Vertrauen ein inneres Moment von Kooperation ist, wird damit auch diese von einem Vorbehalt affiziert. Gerade dieser Mechanismus ist im Blick auf politische Kampagnen in Zeiten von *social media* von Interesse: Streuen von Gerüchten und Attacken auf die Glaubwürdigkeit politischer Gegner unterminieren systematisch jene *we-ness*, die über die eigene Partei hinausgeht. Stephen Bannon hat dies 2018 lakonisch als „flooding the zone with shit“ beschrieben: Es gehe darum, Diskurs zu verhindern, indem man die Öffentlichkeit mit Falschinformationen flutet und die Glaubwürdigkeit des politischen Gegners attackiert. Durch diese Form der Kommunikation entsteht eine Haltung allgemeiner Skepsis, die lähmend wirkt: Sie sediert auch die Bereitschaft zur Kooperation in der *res publica* bzw. führt dazu, dass sich diese Bereitschaft auf ein kleineres, gleichsam tribales *we* zurückzieht.

Eine zweite Herausforderung kann man mit dem verbinden, was Andreas Reckwitz *Gesellschaft der Singularitäten* (2017) bezeichnet. Er spricht dabei mit Blick auf die Spätmoderne von der „Explosion des Besonderen“, in der das Singuläre, Exzeptionelle und Unvergleichliche zum entscheidenden Motiv eigener Lebensführung wird: Man sucht das *besondere* Vintage-Möbelstück, das zur eigenen Persönlichkeit passt; man will im Urlaub in die *authentische* Landeskultur jenseits des Massentourismus eintauchen und bei dem einen *speziellen* Weinbauern einkehren, um einen *unvergleichlichen* Abend zu erleben; zugleich schickt man seine Kids auf Schulen mit ganz *ausgesuchten* Schwerpunkten u.v.m. Die eigene Identität will also nicht mehr in vorgefertigten Mustern „von der Stange“ symbolisch ausdifferenziert werden, sondern soll authentisch das je Eigene und Besondere zum Ausdruck



bringen; eben diese Logik des Singulären ist im Blick auf *we-ness* freilich ambig, wie nicht zuletzt alle jene wissen, die in Pfarrgemeinden, Parteien oder NGOs arbeiten: Natürlich leben Zusammenhalt und -arbeit davon, dass jede*r je eigene Perspektiven und besondere Erfahrungen einbringt – aber zugleich brauchen sie Orientierung am Allgemeinen, Perspektivenübernahme und Kompromissbereitschaft. Letztere ist in einer Kultur forciertes Authentizität und Singularität freilich strukturell als Problem markiert: „Don't compromise yourself. You're all you've got“, wie Janice Joplin gesagt hat.

In diesem Sinnspruch liegt eine wichtige Einsicht: Solidarität und Gemeinschaft als oberste Werte auszuzeichnen und ihnen allgemeine Wahrheit sowie persönliche Integrität unterzuordnen, ist zutiefst inhuman, wie nicht erst das 20. Jahrhundert gezeigt hat: Solidarität kann einen Verblendungszusammenhang ausbilden und toxischen Korpsgeist erzeugen. Zurecht hält Joplins Bonmot hier fest, dass es nicht darum gehen kann, sich zu verbiegen und alles mitzumachen; aber damit ist umgekehrt noch nicht beantwortet, wo Kompromisse sehr wohl sinnvoll sind: *Welche Kompromisse sind möglich, ohne sich untreu zu werden oder Prinzipien zu verraten? Was kann man solidarisch mittragen, auch wenn man nicht hundertprozentig dahintersteht? Und wie lässt sich unterscheiden, wo eine „zweitbeste“ Lösung legitim ist – und wo nicht?*

Unterscheiden wir die Geister!

Wir können die hier nötige Aufgabe einer Unterscheidung der Geister nicht weiter skizzieren, sondern nur das Problem markieren; allerdings gibt die (Ignatius von Loyola

entlehnte) Formulierung zu erkennen, wo vielleicht auch heute noch Ressourcen liegen, um die Zuordnung von fruchtbarer *we-ness*, authentischer Integrität und universaler Wahrheit produktiv zu verhandeln: Die christliche Glaubensgeschichte ist von Beginn an *auch* davon umgetrieben, wie die Größen sinnvoll einander zuzuordnen sind. Auch wenn Kirche immer wieder daran gescheitert und scheitert, liefert etwa Paulus bis heute fruchtbare Perspektiven: In seinen Briefen lässt sich erkennen, dass es nicht möglich ist, das persönlich individuelle Charisma gegen die universale Wahrheit des Evangeliums oder den konkreten Aufbau der Gemeinde zu stellen *et vice versa* – alle drei Größen verweisen wechselseitig aufeinander. Darin zeichnet sich eine Grammatik christlichen Nachdenkens über Zusammenhalt ab, auch wenn für sie gilt, was für jede Grammatik gilt: *Sie erspart uns nicht, eigene Sätze zu formulieren*. Ob und auf welche Weise wir zeitgemäße Formen finden, Singularität, Solidarität und Universalität zu vermitteln, ist uns damit nicht abgenommen, sondern aufgegeben.

Martin Dürnberger, geb. 1980 in Steyr/OÖ, studierte u.a. Germanistik und katholische Theologie in Salzburg; danach war er u.a. wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Friedrich Wilhelm Graf (München) und Hans Joachim Höhn (Köln). Aktuell ist er assoz. Professor für Fundamentalthologie und Ökumene an der Universität Salzburg sowie Leiter der Salzburger Hochschulwochen.



Foto: Caputo

Dichten wir das Leben um

Konsequent dekonstruieren:

Wenn die Welt in Trümmer geht, bietet der Dadaismus Halt.

Von Anna Maria Steiner



Brunnen, eine Erfindung der syrischen Flüchtlinge, dokumentiert im von [Azra Akšamija](#) und [MIT Future Heritage Lab](#) geführten Workshop im syrischen Flüchtlingslager Azraq in Jordanien. Foto: Akšamija

*„Dada ist die Sonne, Dada ist das Ei.
Dada ist die Polizei der Polizei.“*

Kennen Sie dieses Gedicht? Was mag sich Richard Huel- senbeck (1892 – 1974) dabei gedacht haben, als er diese Worte schrieb? In jedem Fall hinterließ der 1892 geborene Psychoanalytiker, Arzt, Chronist und Lyriker damit so etwas wie eine Begriffserklärung des Dadaismus, oder besser gesagt: eine Nicht-Definition, denn „Dada“-Kunst lebt davon, immer anders zu sein, als von ihr erwartet wird.

Gegen Agonie und Todestaumel

Zürich, im Jahr 1915: In der neutralen Schweiz treffen von allerorts kommende Pazifist*innen, Künstler*innen und Geflohene aufeinander – enttäuscht, zermürbt und geschunden durch den Ersten Weltkrieg, der wenige Jahre später 40 Millionen Tote und Verletzte hervorgebracht haben wird. Denjenigen von ihnen, die sinnloser Gewalt, dogmenverhaftetem Denken und einem normierten Kunstbetrieb den Rücken kehren wollen, wird das „Cabaret Voltaire“ zum intellektuellen Zufluchtsort.

Hannah Höch im Jahr 2016 noch Tribut – mit
#Diptam #Dada #Digitalis oder
Ich will mein Löwenmäulchen nicht halten.

*Oh, da läutet das Maiglöckchen! [...]
Willkommen in meinem Hauswurz:
Ich freu mich immer so, wenn
Studentenblumen kommen.
Wo hast du denn Margerite gelassen?
Du siehst ja wieder aus wie eine Edelrose! [...]
Heute gab's Blauregen, doch jetzt scheint
wieder der Sonnenhut.*

*Stell dir vor, neulich war ein Journalist da –
er hat mich nach Dada gefragt.
Ja, so eine Kamelie:
Da war ich ganz Sauerkirsche!
Immer diese Kresse-Fragen!
Keine Ahnung haben die – nicht das Bohnenkraut!
Ich konnte mein Löwenmäulchen nicht halten.
Doch jetzt sind wir wieder Quitte. [...]
,Kümmel dich um dich selbst', ist meine Devise.*

*Bin ein fleißiges Lieschen, habe viel Hornkraut
an den Händen.
Hortensien sind meine Passionsblumen. [...]
Hatschi – Oh, Anis ich schon wieder!
Das wird doch kein Schnupfen sein?!
Bald wächst auch mir ein Wald-Geißbart,
und Warzenkakteen.
Weißkohl du wohl das Alter.
Ich brauch schon eine Lupine für meine Iris.
Oh, es wird bald dunkel – ich mach mal
die Lichtnelken an.
Hier sagen sich ja die Fuchsien Gute Nacht. [...]*

*Ich bin keine Christrose – ich halte es eher
mit dem Götterbaum. [...]
Zur Nacht leg ich den Seidenbast an,
den Goldlack nehm' ich für die Zehen.
Dann kämme ich mir mein Frauenhaarfarn,
setz mir die Kaiserkrone auf und bin
Königin der Nacht.
Ich leg mich in den Federmohn und träum
von Troll- und Gauklerblumen.
Ah, schau: Da geht der Blaustern auf.
Kann er, wenn er will. Und da der Mohn. [...]*

*Ich habe meine brennende Liebe verloren:
meine Flammenblume, mein Rittersporn,
mein Goldener Heinrich!
Ach, komm: Reich mir den Tabak und einen
Märzenbecher Wein für mein tränendes Herz.
Und dann gib mir einen Krokus zum Abschied.
Vergissmeinnicht.*

AnniKa von Trier
**„Hannas Garten“ oder „Die Dadaistin
verwandelt alles in Blumen“ (Auszüge)**

Auch, wenn die Geschichte des Dadaismus eine vorwiegend von Männern geschriebene ist, so gibt es sie, die Dada-Malerinnen, -Fotografinnen und -Autorinnen. Die 1907 geborene Malerin und Fotografin Dora Maar etwa, die mit gebürtigem Namen Henriette Theodora Markovitch heißt und neun Jahre an der Seite Pablo Picassos lebt. Als Fotografin wählt sie Sujets von gesellschaftlichen Außenseitern oder Obdachlosen, als Dadaistin und später als Surrealistin revolutioniert sie die Fotografie der 1930er-Jahre.

Kein Richtig und kein Falsch

Entstanden als Antwort auf den Wahnsinn des Ersten Weltkriegs, war Dada dennoch schon viel früher da. Ganz wie die Sonne. Oder das Ei. „Jenseits von Richtig und Falsch liegt ein Ort, dort werden wir uns begegnen“, schreibt der persische Mystiker Rumi, der mit bürgerlichem Namen Dschalāl ad-Dīn Muhammad Rūmī heißt und 1207 in Afghanistan zur Welt gekommen ist. Auch im Mittelalter liegt die Lösung von Problemen nicht immer im Befolgen vorgefasster Dogmen. Folgt man Dada, so hilft Verfremdung mehr auf dem Weg durch unruhige Zeiten. „Die distanzierende Erfindung ist das Leben selber. Seien wir neu und erfinderisch von Grund auf. Dichten wir das Leben täglich um“, schreibt Hugo Ball. Was Dada ist, das weiß kein Mensch – nur, was er nicht sein will, ist offenkundig: weder richtig noch falsch, stets anders als gedacht, und damit ganz so, wie das Leben selbst – in Zeiten pandemiebedingter Entbehrung ebenso wie in Momenten unsagbaren Glücks.

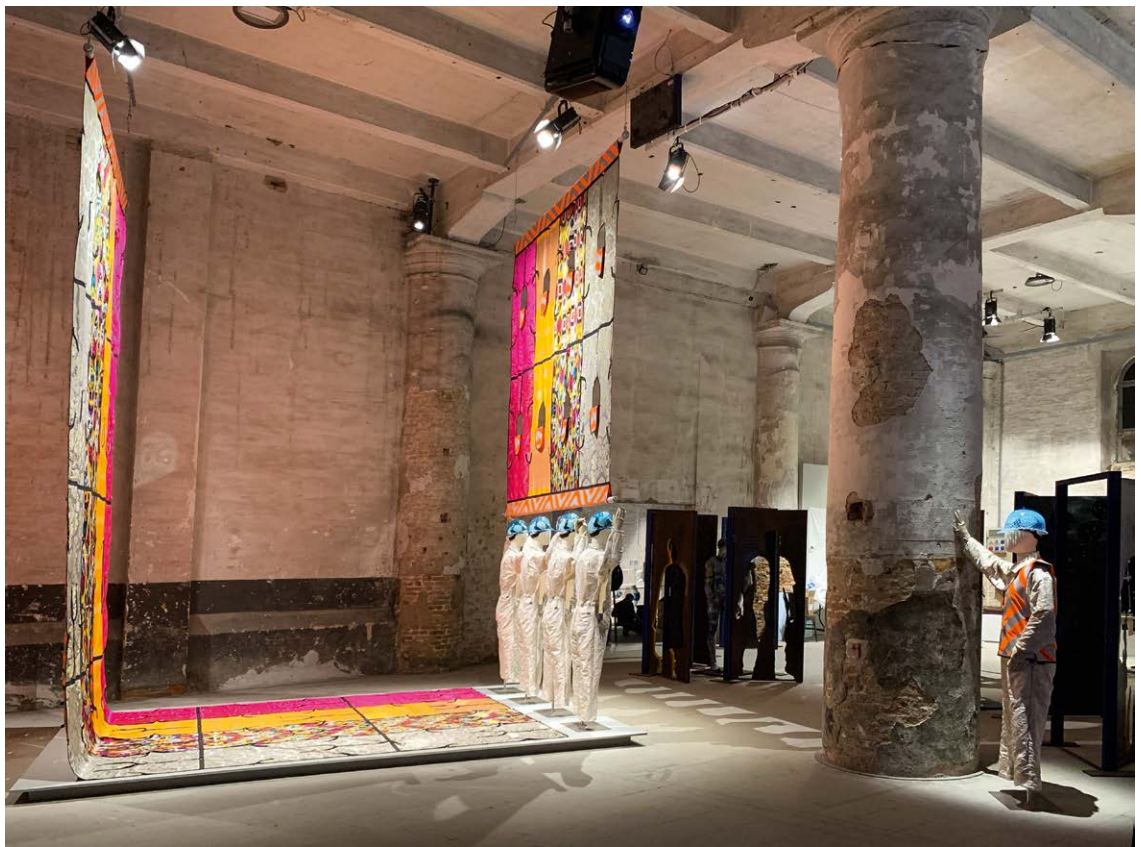


Anna Maria Steiner,
geb. 1976 in Lienz, promovierte
über Jüdische Philosophie an der
Kath.-Theol. Fakultät der Karl-Fran-
zens-Universität in Graz. Sie liebt
Gärten, Musik- und Radiomachen
und ist seit 2015 Osteuropa-Refer-
rentin der Caritas-Auslandshilfe.

Foto: privat

Wir müssen vom Egotrip wegkommen

Alois Kölbl im Gespräch mit der Künstlerin Azra Akšamija



Azra Akšamija, Silk Road Works, Installation auf der von Hashim Sarkis kuratierten 17. Architekturbiennale von Venedig, 2021. © Akšamija

Die in Sarajevo geborene Künstlerin Azra Akšamija hat mit ihrer Familie nach dem Jugoslawienkrieg ihre Heimat verlassen und ist in der Steiermark aufgewachsen. Als Künstlerin und Architekturhistorikerin, die als Professorin am Massachusetts Institute of Technology unterrichtet, beschäftigt sie sich mit kulturellen und religiösen Konstruktionen von Identität. In der in diesem Jahr von Hashim Sarkis kuratierten Architekturbiennale von Venedig ist sie mit zwei Arbeiten am Anfang und am Ende der weitläufigen Arsenale-Hallen vertreten. Alois Kölbl hat im Rahmen der Biennale-Eröffnung mit ihr über ihre Arbeiten in Venedig und ihren künstlerischen Ansatz gesprochen.

Alois Kölbl: Der Titel unseres Heftes lautet „Halt“ und reagiert auf eine Zeitsituation, in der vieles plötzlich zum Stillstand gekommen und die gesellschaftliche Gesamtsituation von Unsicherheit geprägt ist. Wir stellen mit unserem QL-Jahresthema die Frage, was in dieser

Situation Halt und Sicherheit geben kann und haben deswegen auch ein Detail deiner Installation bei der Biennale von Venedig als assoziationsreiches Cover-Bild für diese Ausgabe unserer Zeitschrift ausgewählt. Woran denkst du als Künstlerin beim Titel unseres Heftes?

Azra Akšamija: Mir gefällt der Hefttitel sehr! Ich denke da zuerst an die Zeit, die wir durch die Corona-Pandemie gewonnen haben. Alles ist zum Stillstand gekommen. Ich denke, es war höchste Zeit dafür, auch wenn uns dieser Stillstand von außen aufgezwungen wurde.



Azra Akšamija / MIT Future Heritage Lab, T-Serai, 2019. © Akšamija

Es war wohltuend und notwendig, einfach einmal anzuhalten. Bei vielen Menschen habe ich einen persönlichen Umbruch erlebt, von mir selber kann ich das ganz sicher sagen. Es war eine Zeit, um aus der Alltagshektik herauszukommen und die Möglichkeit zur Reflexion zu haben. Ich glaube, viele Menschen haben im Lockdown erkannt, dass wir so nicht weitermachen können, dass sich etwas ändern muss, um das Überleben unseres Planeten zu sichern. In meiner Arbeit in Venedig geht es auch um Halt: Da sieht man eine Reihe von Figuren, die sich an den Händen halten. Es könnten Flüchtlinge sein, die verhaftet wurden und zum Rapport antreten müssen, oder Arbeiter, die sich im Kampf gegen Ausbeutung miteinander verbünden, oder aber auch Menschen, die gemeinsam beten. Alle diese Lesarten sind für mich möglich.

Für Arbeiter oder Flüchtlinge sind die kostbaren Stoffe ihrer Bekleidung doch sehr ungewöhnlich ...

Ja, das gehört zum Konzept dieser mehrdeutigen Installation. Die Stoffe der Kleidung und die Stoffbahnen hinter den Figuren in der Installation wurden von der Firma Rubelli hier in Venedig hergestellt. Es sind wunderschöne Stoffe, die sich an historischen Mustern orientieren und sie in zeitgenössisches Design transformieren. Auch die Helme, die die Figuren tragen, sind ungewöhnlich: Sie sind aus kostbarem blauem Glas und wurden in Murano von der berühmten Berengo-Manufaktur gefertigt. Es könnten Helme von UNO-Soldaten aber auch von Bauarbeitern sein, jedenfalls geht es dabei um Fragilität und Verletzlichkeit, aber auch um Schutz. Ich denke da etwa an eine neu entstandene Gesellschaftsschicht, die in unserer globalisierten Welt durch das Franchising-System entstanden ist. Gerade in der Bauindustrie arbeiten viele Migranten, die auf der Suche nach einem besseren Leben sind. Man könnte die Geste des Händereichens so verstehen, dass sie um ein besseres Leben kämpfen.

Es sind aber auch Hinweise auf die Verletzlichkeit unserer Kultur und unserer Kulturgüter, aber auch auf Organisationen, die sich um unsere Sicherheit bemühen. Die Helme der Figuren sind sehr fragil, bei ihrer blauen Farbe kann man auch an die UNO denken und damit an Institutionen, die uns schützen sollten, sich aber gerade in der letzten Pandemie als zerbrechlich gezeigt haben. Dabei spielt natürlich auch eine Rolle, dass die Glasbläserkunst, die über Jahrhunderte auf Murano florierte, vom Niedergang bedroht ist. Die Stoffbahnen dahinter stehen für die Hauptwege der Seidenstraße. Man kann sie zusammenfalten und wie eine Schutzweste anziehen oder aber auch wie einen Rettungsring verwenden. Die Innenseiten der Westen lassen sich auch als Gebetsteppiche nützen – Ich verstehe die Installation auch als eine Moschee, die man anziehen kann. Das ist eine Idee, die ich schon länger verfolge. Inspiriert ist die Arbeit aus historischer Sicht von der Globalisierung, die zunächst von Westen nach Osten erfolgte mit dem Blickpunkt auf Venedig, wo damals Handelscluster sich auch religiösem Druck entgegengesetzt haben und für Handelsfreiheit mit der islamischen Welt gekämpft wurde. Das artikuliert sich etwa auch am Dogenpalast mit seinen Referenzen an Architekturtraditionen islamischer Länder. Heute gibt es eine andere Art von Globalisierung. Die neue Seidenstraße verläuft von Osten nach Westen. Die Arbeit bezieht sich zum einen auf Probleme in der Bauindustrie, aber auch auf die Möglichkeiten, die sich durch Zusammenarbeit und kulturellen Austausch ergeben. Etwas, wovon Venedig sehr profitiert hat. Gerade in dieser wunderschönen Stadt manifestiert sich der Mehrwert von transkulturellem Austausch auf ganz sinnfällige Weise. Und mit ein bisschen Augenzwinkern habe ich den „Armpit-Arch“ konzipiert: Die Fransen an den Figuren sind wie Achselhaare bzw. in den Fensterformen venezianischer Palazzi gestaltet. Ich verstehe diese Arbeit als Storytelling und als Kommentar, der etwas aus der Geschichte aufgreift, um zum Nachdenken über verantwortliches Handeln in der Zukunftsgestaltung einzuladen.



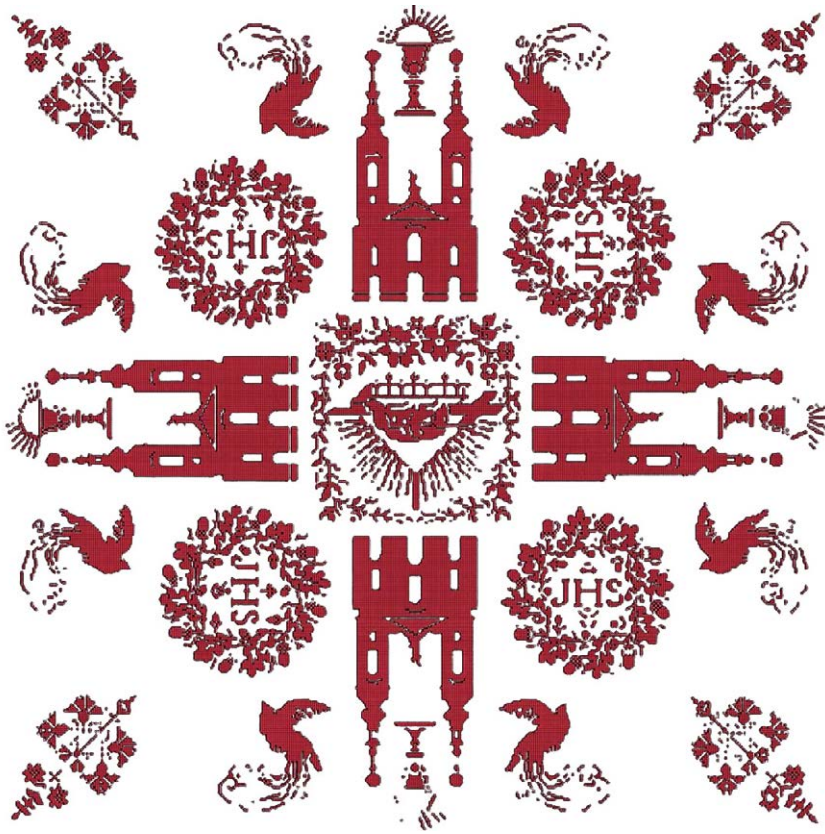
Azra Akšamija im Gespräch mit Alois Kölbl vor der Eröffnung der 17. Architekturbiennale von Venedig. Foto: Kölbl

Du beschäftigst dich immer wieder mit traditionellem Kunsthandwerk. Kunsthandwerk steht doch für etwas sehr Traditionelles. Was interessiert dich daran als zeitgenössische Künstlerin?

Schon seit meiner Jugend interessiert mich Kunsthandwerk. Das Sticken habe ich durch meine Großmutter kennengelernt. In meiner bosnischen Heimat fließt sehr viel an Familiengeschichte in diese Stick- und Webarbeiten ein, in gewisser Weise ist es Reflexion von Familientraditionen. Als Künstlerin interessiert mich das Ambivalente kunsthandwerklicher Tradition. Tradition wird oft als etwas Statisches wahrgenommen, etwas, das sich nicht verändert und eben dadurch Identität und Zugehörigkeitsgefühl ermöglicht. Das stimmt aber überhaupt nicht. Gesellschaftliche Veränderungen – technische wie soziale – zeigen sich auch in der Weiterentwicklung des Kunsthandwerks. Einflüsse transkulturellen Austausches bilden sich auch in so etwas Traditionellem wie dem Kunsthandwerk ab. Das geschieht auch in Zeiten des Konfliktes zwischen Nationen und

Kulturen. In meinem Diaspora Scroll-Projekt, das im Kunsthhaus Graz zu sehen war, ging es darum, Motive zu zeigen, die in ganz unterschiedlichen kulturellen Traditionen eine Rolle spielen. Etwa der Granatapfel. Ich arbeite mit diesen Motiven, um die künstlich geschaffenen Grenzen, die durch Nationalismus aber auch religiöse Engstirnigkeit entstehen, zu dekonstruieren, indem ich zu zeigen versuche, wie vielschichtig unsere Identitäten sind. Das lässt sich mit den Motiven, die man in verschiedenen Kulturen findet, sehr gut sichtbar machen. Lange Zeit war der Diskurs auf diesem Gebiet eher vom rechten politischen Spektrum bestimmt. Mir geht es darum, das aufzubrechen und Zeitgenössisches mit etwas sehr Traditionsbehaftetem in Beziehung zu setzen. Dabei spielt natürlich auch meine eigene Biografie eine Rolle. Ich komme aus Bosnien, wo im letzten Krieg künstlich Nationalismus geschürt wurde und Menschen plötzlich aufgrund ihrer ethnischen oder religiösen Herkunft zu Feinden wurden. Im Krieg habe ich auch persönlich gelernt, wie sich Identitäten konstruieren lassen. Kultur ist

dabei ein wichtiges und sehr wirkmächtiges Mittel, um Angst und Feindseligkeit zu schüren. Das manifestiert sich auch an der bewussten Zerstörung von Kulturgütern. Sie wurden auch als Denkmäler eines friedlichen Zusammenlebens ausstrahlt. Meine Arbeit bezieht sich auf diese Macht der Kultur, denn wenn Kultur und kulturelle Identität als Mittel benützt werden um Feindschaft zu säen, dann kann man doch auch damit arbeiten, um die Menschen zusammenzubringen. Im Rahmen der Ausstellung „Glaube Liebe Hoffnung“ (2018) bildete sich dabei auch Grazer Stadtgeschichte ab: Die Zerstörung der Synagoge und protestantische und katholische Kirchtürme, die für konfessionelle Konfliktgeschichten stehen und auch die Moschee-Debatte. Durch traditionelle, nur leicht veränderte Kreuzstichmuster wurde alles miteinander verwoben. Im Rahmen von „Klanglicht“ ergab sich die Möglichkeit, die gestickten Motive durch eine digitale Animation auf eine Kirchenfassade zu projizieren und damit auch einen sehr großen Rezipient*innenkreis zu erreichen. Dabei gab es einen sehr schönen



Azra Akšamija, Diaspora Scroll, 2018. © Akšamija

Nebeneffekt. Am Abend während der Projektion waren die Kirchenportale zunächst geschlossen. Wir haben aber gefragt, ob es nicht möglich wäre die Kirchentür zu öffnen, was der Pfarrer dann auch gemacht und gleichzeitig drinnen Kerzen angezündet hat. So ist ein wunderbarer Rückzugs- und Ruheort entstanden. Es war für mich sehr schön, dass der kritische Diskurs an der Kirchenfassade möglich war und dass dann durch die Öffnung der Kirchentür viele Menschen diesen Ort gleichzeitig sehr positiv erfahren haben. Das zeigt für mich auch, wie sich mit der Öffnung für Reflexion und Kritik neue Wege erschließen, Menschen zu erreichen.

Öffnung ist ein gutes Stichwort. Du beschäftigst dich mit der Marginalisierung des Islams im Westen. Was könnten wir voneinander lernen?

Ich versuche in meiner Kunst die Idee homogener kultureller Strukturen zu dekonstruieren. Dabei ist auch bedeutsam

zu vermitteln, dass es *den Islam* gar nicht gibt. Es gibt ihn in ganz verschiedenen Ausformulierungen und Strömungen. Und natürlich gibt es auch nicht *den Westen*. Wir verwenden diese Begriffe viel zu unbedarft. Menschen, die sich zum Islam bekennen, kommen aus ganz unterschiedlichen Kulturen, haben teilweise sogar diametral entgegengesetzte Weltanschauungen. Es geht mir darum, diese Komplexität in der eigenen Gruppe, der man sich zugehörig fühlt, zu erkennen. Nur durch das Erkennen der Komplexität kann man sich auch dem Phänomen stellen, dass man Angst vor dem Anderen hat. Das ist auch Teil meiner eigenen Lebensgeschichte, wo mir suggeriert wurde, dass ich etwas verlieren würde, wenn ich einen Nichtbosnier heirate, nachdem unsere Familie nach Österreich gezogen war. Gerade wenn man wegen der eigenen Identität aus seiner Heimat vertrieben wird, geistern auch solche Ideen durch den Kopf, obwohl meine Familie mir das nie vermittelt hat. Aber unbewusst war

es mir doch präsent. Ich habe schließlich einen österreichischen Mann mit katholischem Background geheiratet, und wir und unsere Familien empfinden das als große Bereicherung.

Aber ist diesbezüglich nicht auch in der westlichen Welt gerade ein gegenläufiger Trend zu beobachten?

Ja, mit der Ausgrenzungspolitik der Trump-Ära kamen für mich schreckliche Erinnerungen aus Bosnien wieder hoch. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass in der US-Gesellschaft so eine Entwicklung so schnell ihren Lauf nehmen könnte. Ich glaube, das einzige wirksame Gegenmittel ist, sich auf den Menschen zu konzentrieren, den anderen als Menschen wahrzunehmen. Denn bei dieser Art von Politik geht es um Entmenschlichung. Das hat durchaus mit Selbstachtung zu tun. Wenn ich mit mir selbst im Reinen bin, kann ich auch die anderen akzeptieren. Und es gilt auch die Ungleichzeitigkeiten

in gesellschaftlichen Entwicklungen wahrzunehmen: Neben der Empathie-losigkeit auf Kosten anderer gibt es ja auch gerade bei uns in den USA Menschen, die sich aus ihrer Komfortzone bewegen und sich für die *Black-Lives-Matter*-Bewegung engagieren. An unserer Universität läuft gerade ein Restrukturierungsprozess in diesem Sinn.

Zu deiner künstlerischen Beschäftigung mit gesellschaftlichen Randgruppen hast du einmal gesagt, dass du erforschen möchtest, wie aus Entfremdung Empowerment entstehen kann. Welche Erfahrungen hast du damit gemacht?

Ich arbeite schon seit 2016 mit syrischen Flüchtlingen in Camps in Jordanien. Das war natürlich nicht einfach. Wir sind ja selber keine humanitäre Institution, wir kooperieren nur mit humanitären Institutionen. Es ist sehr schwer, als Individuum etwas zu verändern. Das war für mich ein permanentes ethisches Dilemma. Wieviel Impact braucht es? Das war durchaus eine Herausforderung bei den Workshops, bei denen es darum ging, kreativ gemeinsam Probleme zu lösen. Natürlich war es schön zu erleben, dass Jugendliche, die keinen Sinn darin gesehen haben, in die Schule zu gehen, weil sie ja doch im Lager wie in einem Gefängnis lebten, aus dem man nicht herauskommt, doch auch entdeckten, dass es Sinn macht, sich zu bilden und zu lernen. Aber es war einfach auch deprimierend, die riesige Menge an unzulänglichen Unterkünften bei sengender Hitze in diesem Lager zu sehen und die Menschen, die dort wie in einem Gefängnis leben. Hier einen wirklich Fortschritt erreichen zu können, erschien als aussichtslos. Aber gar nichts zu machen angesichts dieser Aussichtslosigkeit war für mich auch kein gangbarer Weg. Ich wollte nicht gleich aufgeben, weil ich davon überzeugt bin, dass auch einzelne etwas leisten und bewirken können. Es ist mir natürlich klar, dass die Probleme in den Flüchtlingslagern nicht durch Kunst- und Kultur einfach lösbar sind. Das ist eine Aufgabe der Politik. Aber Kunst kann auch als Sprachrohr fungieren und auf etwas aufmerksam machen. So haben wir

die Erfindungen, die dort in den Lagern entstanden sind, in einem Buch veröffentlicht. In den Erfindungen bilden sich natürlich auch die Probleme im Lager ab, denn sie reagieren auf das, was fehlt, also auf Missstände und Probleme. Es war wirklich erstaunlich, was da an Kreativem entstanden ist. Gerade das Nicht-Funktionale fand ich besonders faszinierend, etwa Spielzeug, wie zum Beispiel Schachfiguren aus geschnitzten Besenstielen, oder ein Wasserbrunnen, bei dem es einfach darum ging, in der sengenden Hitze den Klang des rinnenden Wassers zu hören. Zu sehen, dass sich das, was wir zum Leben brauchen, nicht nur auf biologische Bedürfnisse reduzieren lässt, war für mich eine sehr wichtige Erfahrung. Kulturelle und emotionale Bedürfnisse sind ein essentieller Teil unseres Menschseins, auch und gerade in prekären Verhältnissen. Gerade hier zeigt sich die wichtige Rolle, die Kunst und Kultur spielen können, etwa bei Heilungsprozessen von Traumatisierten durch kreative Arbeit oder auch bei der Vermittlung für gemeinsames Handeln von Flüchtlingen und der lokalen Bevölkerung, bei dem auf beiden Seiten Angst abgebaut werden konnte. Kunst wurde dabei zum Medium, um Menschen grenzüberschreitend in Verbindung zu bringen und Ängste abzubauen, die in der jordanischen Bevölkerung entstanden waren. Und dann ging es auch darum, den Menschen im Flüchtlingslager zu vermitteln, dass sie etwas wert sind. Da gibt es Kinder, die Welt außerhalb des Lagers noch nie gesehen haben. Es war schön zu sehen, dass wir junge Menschen aus den Camps motivieren konnten, ein Studium zu beginnen.

Was kann die Kunst, was man mit anderen Mitteln nicht erreichen kann?

Als Künstlerin vertraue ich auf die Kraft und Wirkmacht der Imagination. Kunst kann als Soft Power agieren. Ich bin überzeugt, dass gerade wir kreativen Menschen Tools und Möglichkeiten in der Hand haben, um neue Sichtweisen für Problemlösungen zu eröffnen. Und natürlich geht es auch darum, verborgene Probleme sichtbar zu machen. Ich

weiß schon, dass wir nicht unbedingt die Welt mit einem künstlerischen Projekt retten können, das wäre ja auch naiv zu glauben. Aber wir können Menschen inspirieren, auf Probleme anders und unter geänderter Perspektive hinzuschauen und Lösungspotentiale zu entwickeln. Das möchte ich gerade mit meinen beiden Arbeiten in Venedig sichtbar machen. Es geht um eine Art Verbildlichung dessen, wie wir alle miteinander verbunden sind. Wir können da nicht wegschauen. Wir sind mitverantwortlich. Jede*r kann bei sich selber beginnen. Natürlich bringen humanitäre Organisationen da einen viel größeren Erfahrungsschatz mit, aber Kunst eröffnet ein Potential für kreative Prozesse und eröffnet Möglichkeiten, die nur durch die Kraft der Imagination möglich sind. Darum geht es auch bei dem Zelt, das hier in Venedig am Ende des Arsenaals steht: Es bietet keine fertige Problemlösung, sondern will einfach aufzeigen, dass es zu den Flüchtlingscontainern alternative Möglichkeiten gibt – wie immer die dann konkret aussehen. Die Tapisserien an der Außenseite des Zeltes können als Dokumentation individueller Geschichten gelesen werden, als Ausdruck der Kultur, man kann sie aber auch ganz funktional als Wärmedämmung interpretieren. Sie sind aus recycelten Bekleidungsstücken entstanden und bilden eine Welt ab, die eine Wegwerfkultur gerade in der Bekleidungsindustrie hervorgebracht hat, die nur möglich und finanzierbar ist, weil Menschen in der Produktionskette ausgebeutet werden. Die Arbeit greift auf, dass teilweise kaum benützte Kleidungsstücke, die aus der Mode gekommen oder einfach uninteressant geworden sind, in Billiglohnländer zurückgeschickt werden, wo dann aus den zerschnitten Stoffen zum Beispiel Decken für Flüchtlinge gemacht werden. Mir geht es darum zu zeigen, wie alles mit allem zusammenhängt in unserer globalisierten Welt: Das Konsumverhalten in Österreich hat zu tun mit der Flüchtlingssituation in den Lagern in Jordanien. Wir können da nicht wegschauen, weil wir mitverantwortlich dafür sind. Und wir alle können nur bei uns selber beginnen. In einer brennenden Welt können wir nicht einfach passiv bleiben.

Mit Doppelpass zum Goal

Wie die fast grenzen- und haltlose Fußballspielerei mit einer Haltung des Respekts vor geflüchteten Menschen einhergehen kann

Von Anton Tauschmann



Jedes Jahr wird am 20. Juni der Welt-Flüchtlingstag begangen, der das Schicksal geflüchteter Menschen in Erinnerung rufen soll. Diesen Menschen werden an den Toren Europas aktuell unüberwindbare Grenzen aufgezeigt. Heuer fiel dieser Tag in die Zeit einer Fußballeuropameisterschaft, die mit elf Ausrichtungsstädten in elf Ländern ein grenzenloses Europa stilisieren wollte. Versuch eines Doppelpasses von Anton Tauschmann

26 Millionen Menschen weltweit sind laut Angaben des UNHCR 2020 auf der Flucht vor Krieg, Konflikten und Verfolgung. Nimmt man Binnenvertriebene, Asylsuchende und Venezolaner*innen, die sich auch außerhalb des Landes auf der Flucht befinden, dazu, erhöht sich diese Zahl auf 84 Millionen Menschen. Das vergangene Jahr ist somit das neunte Jahr in Folge, in welchem diese Zahl steigt. Mehr als zwei Drittel der geflüchteten Menschen kommen dabei aus lediglich fünf Ländern: Syrien, Venezuela, Afghanistan, Südsudan und Myanmar.

Halt

Eine wesentliche Basis für die Rechte von Menschen auf der Flucht bildet die Genfer Flüchtlingskonvention, die am 28. Juli 1951 verabschiedet wurde und heuer ihr 70-jähriges Jubiläum feiert. Ursprünglich auf die Situation von geflüchteten Menschen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg beschränkt, wurde die Konvention zeitlich und geographisch erweitert, sodass ihr mittlerweile insgesamt 149 Staaten beigetreten sind. Neben den Pflichten, aber vor allem auch Rechten von geflüchteten



Im Rahmen des von [MIT Future Heritage Lab](#) initiierten und von [Azra Akšamija](#) geleiteten Workshops im syrischen Flüchtlingslager Azraq in Jordanien wurden zahlreiche Kreationen der Bewohner*innen dokumentiert, u.a. eine Sandburg, die Architekturelemente der zerstörten historischen Stadt Palmyra nachahmt.
Foto: Akšamija

Menschen, ist der sogenannte „Grundsatz der Nichtzurückweisung“ wesentlich: So heißt es in Artikel 33 der Flüchtlingskonvention: „Keiner der vertragschließenden Staaten wird einen Flüchtling auf irgendeine Weise über die Grenzen von Gebieten ausweisen oder zurückweisen, in denen sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht sein würde.“ Dieser Grundsatz war lange Zeit prägend in einem Europa, das über Jahrzehnte hinweg zusammenwuchs, auch während eines kriegerischen Konflikts, der vor 30 Jahren im Zentrum Europas wütete.

Haltung

Während des vor den Toren Österreichs stattfindenden Kriegs auf dem Balkan kamen unter anderem etwa 90.000 geflüchtete Menschen aus Bosnien-Herzegowina ins Land, viele von ihnen fanden in Österreich ein weiteres Zuhause. Ein wesentliches Mittel zur Integration kann für diese Menschen der Sport sein. Ein Beispiel hierfür ist etwa der österreichische Fußballer Zlatko Junuzović, der als Kind mit seinen Eltern vor dem Krieg auf dem Balkan nach Österreich flüchtete. Von Graz aus brachte es Junuzović zum Schlüsselspieler im österreichischen Nationalteam und war auch 2015, als viele geflüchtete Menschen in Europa Schutz suchten, eine laute Stimme, die auf das

Thema aufmerksam machte. Zusammen mit seinen Kollegen des Nationalteams entrollte er beim Abschlusstraining zu einem Europameisterschaftsqualifikationsspiel ein Transparent mit der Aufschrift: „Respect refugees“. Dass dieses Transparent nicht am Tag danach, während des Spiels im ausverkauften Wiener Ernst-Happel-Stadion, entrollt werden konnte, lag an den Bestimmungen des europäischen Fußballverbands UEFA, der politische Botschaften im Kontext seiner Wettbewerbe untersagt.

Verhalten

1954 wurde der Europäische Fußballverband gegründet und umfasst heute 55 Nationalverbände als Mitglieder. Mit Kampagnen wie „Respect“ oder „#EqualGame“ versucht die UEFA dabei den Fußball als Brücke zwischen Menschen unabhängig ihrer Herkunft, politischen Einstellung oder Religion zu inszenieren. In diesem Streben scheut die UEFA auch nicht vor strikten Maßnahmen zurück. So wurde etwa Jugoslawien als potentieller Favorit der Europameisterschaft 1992 kurz vor Beginn vom Turnier ausgeschlossen, was erst eines der größten Märchen der europäischen Fußballgeschichte ermöglichte: Den Turniersieg der kurzfristig eingesprungenen dänischen Nationalmannschaft. Auch bei den Gegnern aufgrund der Herkunft verunglimpfenden Beleidigungen auf dem Spielfeld zeigt der Fußballverband Härte, wie etwa auch der Österreicher Marko Arnautovic im ersten Spiel der EURO 2020 gegen Nordmazedonien erfahren musste. Dennoch gibt es auf der Oberfläche auch Risse. So schafft es der europäische Fußballverband bis zuletzt nicht, den Rassismus aus den Stadien zu verbannen. Ein Skandal der jüngeren Vergangenheit ereignete sich dabei in Paris, als bei einem Champions-League-Spiel im Dezember des Vorjahres ein Schiedsrichter-Assistent einen Betreuer rassistisch beleidigte. Während die Offiziellen des Fußball-Verbands das Spiel fortsetzen wollten, waren es schließlich die Spieler beider Mannschaften, die das Spielfeld verließen. Auch bei der heurigen Europameisterschaft gab es rassistische Anfeindungen gegen Spieler, so wurde der französische Spieler Kylian Mbappé von Fans in Budapest mit Affenlauten insultiert.

Haltlos

Seit 1960 werden alle vier Jahre Fußballeuropameisterschaften ausgetragen. Für das ursprünglich 2020 angesetzte diesjährige Turnier sollte dabei das Motto „Fußball für alle“ gelten. Mit elf Austragungsländern sollte möglichst vielen Menschen der Zugang zu Spielen ermöglicht und die Vision eines grenzenlosen Europas vermittelt werden. Neben „klassischen“ Fußballmetropolen wie London, Rom oder München, kamen dabei auch Spielorte wie Budapest und Baku zu EM-Ehren. Doch gerade letzterer Spielort ist nicht unumstritten: Immer wieder berichten Menschenrechtsorganisationen von der Unterdrückung

kritischer Stimmen im Land und von politisch motivierten Verhaftungen. Auch der Konflikt rund um die Region Bergkarabach sorgte für internationale, aber von der UEFA ungehörte Verstimmung. Baku teilte sich die Spiele der Gruppe A mit Rom, wobei die beiden Orte mehr als 3.000 Kilometer voneinander entfernt sind. Während den Delegationen der Fußballnationalteams somit Türen und Tore quer durch Europa geöffnet werden, bleiben diese für geflüchtete Menschen fest verschlossen. So plant die Europäische Union ihre Grenzen immer uneinnehmbarer zu gestalten, auch mithilfe technologischer Unterstützung. Dabei wurden mehr als 170 Millionen Euro in Projekte des Grenzschutzes gepumpt. Ziel ist es, „eine möglichst lückenlose Überwachungsinfrastruktur aufzubauen, wie es im *Standard* heißt.

Zusammenhalt

Wie einst Zlatko Junuzović und seine Kollegen im Fußballnationalteam gab und gibt es viele Menschen, die sich für Menschen auf der Flucht in unterschiedlichster Form einsetzen, sei es durch konkrete Hilfsaktionen, Sensibilisierungsaktivitäten, wie die an vielen Orten regelmäßig stattfindenden „Wochenenden für Moria“, oder durch Stellungnahmen und Appelle, die bisher leider ungehört an politische Verantwortliche gerichtet wurden. Einige dieser Initiativen haben im „Netzwerk für Moria“ eine Plattform gefunden, in welchem es um die Vernetzung von Aktivitäten, um den Austausch von Informationen, aber auch um die gegenseitige Ermutigung geht, die beim gesellschaftlich nicht immer mitgetragenen Engagement in diesem Themenfeld vonnöten ist. In einem Statement zur Aktion „Wir haben Platz“, von der an anderer Stelle in diesem Heft die Rede ist, versucht sich Andrea Ederer, Präsidentin der Katholischen Aktion Steiermark, im Doppelpass von Engagement für geflüchtete Menschen und den Fußball: „Im Fußball ist Fairplay möglich, Begegnung auf Augenhöhe. Was wäre, wenn wir uns nicht nur den Ball der Verantwortung für Asylsuchende gegenseitig zuspiesen, sondern gemeinsam rasche Aktionen setzen? Wir können den Ball der ungelösten Quartiere und Zukunftshoffnungen endlich ins Tor bringen. Ein Goal ist möglich, denn Quartiere und Menschen stehen bereit.“ Das erst wäre „Fußball für alle“.



Anton Tauschmann, Studium der Theologie und Germanistik in Graz und Fribourg, ehemaliger Pastoralassistent in der KHG Graz, ab Oktober 2021 karenzvertretender Leiter des Fachbereichs Kinder und Jugend der Katholischen Kirche Steiermark; begeisterter Fußballfan und Musiker.

Foto: Neuhold

„Natürlich erzählen wir Geschichten“

Das Architektenduo **Leb Idris** im Gespräch mit **Florian Traussnig**



Jakob Leb und Jasmin Leb-Idris. Foto: Traussnig

Im Rahmen des Uni-Grätzl-Rundgangs „Tradition in Bewegung“ am 1. Mai des Jahres hat das KHG-Pastoralteam gemeinsam mit Diözesanbischof Wilhelm Krautwaschl und Uni-Vizekanzler Peter Riedler das *Unicorn – Zentrum für Wissens- und Innovationstransfer (ZWI)* erkundet. Dieser in einem komplexen Gebäudeensemble rund um eine alte Gründerzeitvilla untergebrachte Start-Up- & Innovation Hub ist ein Ort, an dem sich laut dem *Standard* „Altbau, Neubau und eine Platane treffen“. Jakob Leb und Jasmin Leb-Idris, die gemeinsam mit Iris Reiter die Gestaltung architektonisch verantworten, haben mit Florian Traussnig über den spannenden Planungsprozess und ihre konzeptuellen Überlegungen rund um und an diesem Ort sowie über ihr Verständnis von Kreativität und erzählerischer Imagination gesprochen.

Florian Traussnig: Ihr habt mit dem *unicorn* ein aus Altbau, Neubau und einem riesigen Baum bestehendes Gebäude-Ensemble konzipiert, in dem nicht nur Services der Österreichischen Hochschülerschaft für Studierende angeboten, sondern Wissenschaft und Wirtschaft vernetzt werden. Wo lagen die Herausforderungen bei diesem Prozess? Was ist das Besondere an diesem Ort?

Jakob Leb: Die mit Schwerpunkten wie Modern Aging und Demographic Change

vorgenommene soziale Themensetzung hat uns bei diesem EU-weit ausgeschriebenen und vom Bund für die Universität ausgeführten Projekt sehr angesprochen. In unserem gemeinsam mit Iris Reiter geplanten und fertiggestellten Ensemble bildet die Österreichische Hochschülerschaft (ÖH) mit der Mensa und dem Studierendenheim nun einen Vorplatz, der die zuvor bestehende beengte Situation aufweitet. Die ÖH hat nun einen neuen Pavillon bekommen, während die alte, neu gestaltete ÖH-Villa in der Mitte jetzt ein

offenes Haus und eine Art Brutkasten ist, der die innovativ denkenden Jungen „einlässt“ und in den man sich tageweise einmieten kann. Dieses Setting bildet quasi das Entrée zum großen Neubau, wo die professionelleren Innovationsprojekte und die etablierten Kräfte untergebracht sind. Wenn man es so lesen will, gibt der sechsgeschoßige Neubau in der Leechgasse der alten Villa Halt, stärkt ihr den Rücken. Für die Universität ist dieser Cluster bzw. das eher am Rand angesiedelte *unicorn* der ideale Trittstein an die Öffentlichkeit.

Das Konferenzdeck, das wir auf die alte Villa draufgesetzt haben, ist noch ein kleiner Kunstgriff – das Deck leuchtet sichtbar, wenn dort etwas los ist. Events jeder Art sind so im öffentlichen Raum präsent. Auf der den Alt- und Neubau verbindenden Brücke begegnen sich die jungen Co-Worker*innen mit den arrivierteren Gebäudenutzer*innen und das Café mit samt Gastgarten im Erdgeschoss soll als niederschwellige Kontaktzone wirken. Was uns besonders reizt, ist der Umgang mit dem baulichen Altbestand und das damit verbundene Drehen und Wenden des Programms, bis es eine logische Ordnung ergibt und der Inhalt ablesbar ist. Auch dass wir die große Platane erhalten mussten, fügt sich hier gut ein – Einschränkungen sind oft inspirierend.

Jasmin Leb-Idris: Entgegen der verbreiteten Vorstellung, dass man aus dem Nichts heraus kreativ sein kann, haben wir es sehr gern, wenn Bauten nicht auf der grünen Wiese stattfinden, sondern wenn es gewisse Zwänge gibt und der Ort bereits determiniert ist – das regt die Kreativität erst richtig an. Uns gefiel hier die Möglichkeit, zwei Straßen, die einen völlig verschiedenen Charakter haben, zu verbinden. Die Durchlässigkeit zwischen der zur Uni-Seite ausgerichteten Schubertstraße und der – an dieser Stelle ja sehr profanen (*Anm. Florian Traussnig*) – Leechgasse war uns sehr wichtig.

Wie ich eben von euch erfahre, wurde der suggestive Name unicorn erst eingeführt, als das Bauwerk, das ihr mit dem sperrigen Akronym ZWI – Zentrum für Wissens- und Innovationstransfer – gekannt habt, schon fertig war. Dennoch habe ich hier ein: Spielen Narrative und Projektionen wie „Einhorn“ bei eurer Arbeit irgendeine Rolle oder sind derartige Namensmythologien irrelevant?

JLI: Natürlich erzählen wir uns Geschichten. Wir stellen uns zunächst immer die Geschichten der Menschen, die dann in diesen Gebäuden wohnen oder arbeiten werden, vor. Wir stellen uns ihre Wege vor – wie wird das aussehen, wenn da einer mit einer tollen Idee reinkommt und etwas starten will? Dann geht aus auch



Das Duo Leb Idris mit Projektpartnerin Iris Reiter (r.). Foto: Schreyer

natürlich darum, das so zu erzählen, dass auch die Anderen – etwa eine Jury – etwas mit dieser Erzählung anfangen können.

JL: Wir haben hier eigentlich eine ganz banale Symbolik: Das alte Haus ist ein offenes Haus, der kleine Brutkasten, der die Jungen einlässt. Also das alte Haus ist der „Modern Ager“, gibt Unterstützung für den Start, dann geht man quasi über die – tatsächliche – Brücke ins neue Haus, um dort anzudocken.

JLI: Die Brücke ist ein wichtiges funktionales und erzählerisches Element für uns. Hier werden Begegnungen zwischen den bereits etablierteren Entrepreneurs aus dem Neubau mit den jüngeren oder noch nicht so erfahrenen Gründer*innen gefördert, indem die Brücke der Pausenbereich der Co-Working-Bereiche und räumlich dem Stiegenhaus des Neubaus zugeordnet ist.

Dürfen sich auch Uni-Externe und Studierende tageweise einmieten? Auf der Website des unicorn war mir das beim ersten Besuch nicht ersichtlich und trotz aller Öffnungsrhetorik wirkt die offizielle Kommunikation hier noch ein bisschen hermetisch ...

JL: Doch, das ist möglich! Man kann das in verschiedenen Abstufungen tun.

JLI: Für die Uni ist es auf jeden Fall neu, so zu denken. Uns als Architekten ist wichtig:

Wir können ja nicht einfach einen Raum schaffen und irgendwas draufschreiben, was da dann zu geschehen hat. Dann passiert das sicher nicht. Wir müssen vielmehr schauen, wo die Menschen mit ihren Bedürfnissen sind und wie kann man sie ein bisschen lenken kann.

Unser Jahresthema im Quartier Leech wird „Halt“ heißen und reagiert auf gesellschaftliche und persönliche Suchbewegungen angesichts der Krise(n). Auf den ersten Blick scheint das nicht zu Aufbruchs- und Innovationsprojekten wie dem unicorn und dem dort gelebten „entrepreneurial mindset“ zu passen. Und doch interessiert mich die Frage, ob nicht gerade dieser Ansatz umso mehr Halt und Erdung braucht, um nachhaltig zu sein?

JLI: Man könnte auf die alte Villa verweisen, doch mit der nationalsozialistischen Geschichte (*Anm. FT:* die ÖH-Villa war Sitz des NS-Studentenbundes und im Stiegenhaus befindet sich ein NS-Fresko von 1938, auf das Richard Kriesche mit einer künstlerischen und Helmut Konrad mit einer zeithistorischen Intervention 1997 reagiert haben) ist das ein bisschen schwierig. Nimmt man diese Folie kritisch wahr bzw. spielt sie nicht in den Vordergrund, dann habe ich das Gefühl, dass die alte Villa als Herzstück dem ganzen Ensemble doch ein Stück Halt gibt – und

der große Baum sicherlich auch. Im übergeordneten Sinn bietet die Uni mit dieser Gebäudegruppe eine Verbindung, die über die bloße Studienzeit hinausreicht, an. Wenn man dann ins Berufsleben starten will, gibt es mit dem *unicorn* ein verbindendes Angebot.

JL: Genau. Ein Idealbild ist etwa, dass man hier studiert, regelmäßig auf die ÖH geht und bereits während des Studiums eine Idee zu diesem Ort entwickelt. Am Ende des Studiums oder eben am Start des Berufslebens kann man nun an diesen Ort neuerlich andocken. Die Uni bietet durch dieses Projekt also mehr Struktur als bisher und etwas für den *next step*, bietet quasi Halt an. Besonders im alten Haus steckt diese spannende Ambivalenz drinnen: auf der einen Seite gibt dieses Bauwerk – so wie die Universität als Ganzes – Halt, auf der anderen Seite gibt es hier den erwähnten historischen Ballast, der künstlerisch durchaus mit neuen Mitteln adressiert sollte.

Bei eurer persönlichen Führung mit dem KHG-Team habt ihr uns gesagt, dass die große Platane im durchquerbaren und „durchlässigen“ Hof quasi gesetzt war. Das besitzt natürlich auch eine gewisse Symbolik. Wie wichtig ist Ökologie als Geisteshaltung in Eurem Gesamtkonzept?

JL & JLI: Wir möchten hier vorausschicken, dass das Gebäudeensemble nutzungs offen geplant und robust mit wertigen und beständigen Materialien ausgeführt wurde. Weiters ist die Formensprache charakteristisch und dient der Identifikation mit dem Ort, das heißt, wir dürfen davon ausgehen, dass in den nächsten 100 Jahren keine großen Sanierungs- und Umbaumaßnahmen getätigt werden müssen. Auch die intensive Bepflanzung der Lichthöfe war uns ein großes Anliegen. Wir lieben Pflanzen und sie haben einen hohen Stellenwert in unseren Projekten. Hier haben wir um einen Baum gebaut. Die Platane ist nicht nur optisch ein Highlight sondern natürlich auch ein wesentlicher Gewinn für das Mikroklima. Natürlich hätten wir das Ganze auch gerne ökologisch zertifizieren lassen und haben entsprechend

geplant und ausgeschrieben. Im Grunde geht es hier auch um (politische) Etiketten, die oft für die Vermarktung und auch für die Bewusstseinsbildung wichtig sind. Daher sehen wir den konsequenten Zug zur Ökologisierung bei der Bundes-Immobilien-gesellschaft insgesamt sehr positiv, die ab diesem Jahr grundsätzlich alle ihre Bauvorhaben zertifiziert. Insofern war es uns ein Anliegen, mit den Ressourcen, auch den finanziellen, möglichst schonend umzugehen, ohne den grünen Aspekt aus den Augen zu verlieren. (*Anm. FT:* unabhängig von der Frage des Öko-Pickerls fällt mir bei eurer architektonischen Erzählung auf, dass viele Sichtachsen ins Grüne münden und nicht nur der Baum, sondern auch die umliegenden, privaten Grünflächen erst jetzt visuell richtig erschlossen werden.) Insgesamt sind wir glücklich, dass uns gemeinsam mit sämtlichen Projektbeteiligten – trotz Corona – eine termingerechte Ausführung im Kostenrahmen gelungen ist.

Blickt man auf die unternehmerische Kultur in den USA, so sieht man, dass viele bahnbrechende Modelle und Startups – also die sogenannten „Einhörner“ – oft in Garagen, Hinterhöfen oder schlecht gelüfteten Zimmern ihren Anfang nehmen. Hier seid ihr mit der Uni Graz einen anderen Weg gegangen und habt ein gewiss wundersames und lichtdurchströmtes Gebäude hingestellt, in dem nun Innovation zu erfolgen hat. Lässt sich so etwas schwer Fassbares und Kontingentes wie Kreativität überhaupt herbeiplanen, herbeibauen, herbeiprogrammieren?

JLI: Zu einem gewissen Grad stimmen wir hier zu. Das *unicorn/ZWI* ist natürlich nur ein Angebot. Es ist klar, dass Kreative sich auch oft andere Angebote und Räume, die noch nicht so geegnet und aufbereitet sind, suchen. Auch wir wurden vor 20 Jahren in ein Start-Up-Center eingeladen, haben uns aber selbst dafür für ein Büro in einer Altbauwohnung am Lendplatz entschieden. Ein Start-Up-Center ist keine Voraussetzung für Kreativität, unterstützt aber die Entwicklung junger Unternehmen, fördert

Kommunikation und Vernetzung sowie die Präsenz im öffentlichen Raum und am Campus – das ist aus unserer Sicht in dieser Phase sehr hilfreich.

JL: Die Uni bietet ja kein Übermaß an zugänglichen Räumen an, wo man sich schnell zusammensetzen kann. Wir hoffen, dass sich hier schon viele Studierende vor der Vorlesung etwa ins Café beim *unicorn* setzen oder sich tagesweise bereits einmieten und so bereits sukzessive mit den Angeboten dieses Hauses in Kontakt kommen.

Als Katholische Hochschulgemeinde freuen wir uns natürlich, dass durch das an die Leechgasse angrenzende *unicorn* die Uni näher an uns herangerückt ist. Welche gesellschaftlichen Impulse erwartet ihr euch persönlich von der Kirche, etwa hier im Grätzl?

JL: Zunächst möchte ich hier der Kirche einmal Blumen streuen. Gerade im Grätzl seid ihr mit dem Quartier Leech, der Kunst und dem Areal rund um die Leechkirche und dem Caritas-Laden sehr präsent und Teil der Atmosphäre rund um die Universität. Politisch gesehen gibt es gegenüber der aktuellen Regierung auch gute Statements. Dadurch dass sie trotz Sparmaßnahmen existenziell freigespielt ist, kann sich die Kirche herausnehmen, auch nicht immer kooperativ zu sein und im idealen Fall ausgleichend zu wirken. Die Kirche selbst hat allerdings auch ihre immanenten und problematischen Themen. In der aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen mit reaktionären Narrativen aus der Praxis anderer Weltreligionen mit Blick auf die Rolle der Frau in der Gesellschaft ist es fatal, was die katholische Kirche unserer Gesellschaft strukturell vorlebt.

JLI: Genau das ist natürlich provozierend, weil wir etwa in der Frage der Gendergerechtigkeit gesellschaftlich noch nicht weit genug gekommen sind ...

JL: Solche übermäßige Kritik am Anderen ist dann für mich ein bisschen so, wie wenn der erst kürzlich der Windel entwachsene Sechsjährige sich über den dreijährigen Windelträger mokiert.

(*Alle drei lachen*)

Hoch hinauf strebend und doch geerdet

Über den Schriftsteller Harald Sommer, den steirischen William S. Burroughs
Von Bernhard Valentinitzsch

„... du bist immer weiter weg – dabei tu i mei möglichstes, dass du dich net von mir anhängt fühlst, weil ich genau weiss, dass des schuld is, wenn alls z’grund geht – und trotzdem bist jedn tag weiter weg – und ich kanns net aufhalten. – Vielleicht is grad des falsch, dass i’s aufhalt’n will. – Aber was soll ich denn sonst machn? Einfach treibn lassn? Man darf sich halt net so an wen hängen ...“

Auszug aus: Harald Sommer, *A unhamlich stoaker Obgaung*

Mit Harald Sommer ist im März dieses Jahres ein sehr guter Freund von mir und auch einer der meistunter-schätzten deutschsprachigen Autoren gestorben. 1935 in Graz geboren, hatte er nach dem ersten Anfangserfolg *Die Leit* 1970 seinen größten Erfolg mit *A unhamlich stoaker Obgaung*. Relativismus und damit verbundene „Haltlosigkeit“ – dagegen wandte sich Harald Sommer. Er tat dies besonders in seinen Reflexionen zur Relativitätstheorie, der er die Festigkeit kartesischer Punkte entgegen setzte, wie zu Lebzeiten noch auf seiner Homepage zu lesen war. Er war zugleich ursteirischer und polyglotter als Kollegen wie Wolfgang Bauer, war ein Wanderer über Deutschland bis hinauf nach Skandinavien und arbeitete in unglaublich vielen Berufen – sogar als Leichenentsorger. In den 70er Jahren zog es ihn wieder weg von Graz, nach München, nach Berlin. Und doch kehrte er Anfang der 80er Jahre für immer in seine Heimatstadt zurück und gründete dort sein eigenes Theater in der Plüddemanngasse. Dort führte er sein eigenes, nie als Buch verlegtes Stück *Die Gemeindeführung* auf.

Gepfählt, gestreckt, gesotten

Das Direkte einer aus dem Inhalt selbst sprechenden, nicht herausgedeuteten Aussage, also das unmittelbar Zupackende, das Pointierte, teilte er mit den von ihm bewunderten Autoren Bertolt Brecht, Arthur Schnitzler, Dario Fo, William S. Burroughs und Hans Henny Jahnn. Die Szenenbeschreibungen in Sommers Dramen haben auch etwas Direktes, Asketisches. Doch Sommer deshalb allein als Asket anzusehen, wäre trügerisch – die Knappheit der Beschreibungen in den veröffentlichten Dramen scheint zwar weit entfernt von der Blumigkeit eines

Franz Buchrieser zu sein, noch ähnelt sie einem Wolfgang Bauer. Doch wenn man Sommers unveröffentlichte Texte kennt, etwa seine Anmerkungen zu dem Zwei-Personen-Werk *Das Stück mit dem Hammer*, eine Art Dystopie in einem totalitären System, sieht man, wie er die Szenenbeschreibung ausschmückte, während das gedruckte Stück mit der einzigen blumigeren Szenenbeschreibung „Stereoskope blitzen!“ veröffentlicht wurde.

Auch der Gebrauch altertümlicher Wendungen, von der Shakespeare-Übersetzung und den deutschen Klassikern entlehnt, wie „Seitenpforte“, „im fahlen Lichte“, „brütet etwas aus“ oder das Wiederauftauchen großer Teile des Hamlet-Monologs im Denken der Seiersberger Hauptfigur in einer Grazer Straßenbahn in dem Stück *Die Gemeindeführung*, dient nicht allein der Ironisierung solcher Wendungen. Denn Sommer schrieb gegen Ende seines Lebens eigentlich romantische, vermutlich verschollene Gedichte. In *Das Stück mit dem Hammer* wie in *A unhamlich stoaka Obgaung* ist der Einfluss des US-Amerikaners William S. Burroughs zu spüren, dessen Werk Harald Sommer sehr beeindruckt hatte. Burroughs war zugleich ein Misanthrop und ein Humanist, ein Zyniker und ein Idealist. In seiner Härte, Schärfe und Radikalität war Sommer der österreichische und steirische Burroughs. Bei welchem anderen österreichischen Schriftsteller findet sich Folgendes wie im *Obgaung*: „für eine wie dich ist unserer strafvollzug einfach unzureichend! ... so eine wie du ... gehört gepfählt und gestreckt und gesotten ... und die haut mit glühenden zangen ... in streifen abgezogen!“? Aber Sommer setzte solche Schock-Momente gezielt ein und sprach sich später gegen ein bloßes Fäkal- und Sextheater aus. Sein *Obgaung* wirkte wohl 1970 auf

das Grazer und österreichische Publikum ähnlich wie 1919 *Pastor Ebrahim Magnus* von Hans Henny Jahnn auf das deutsche Publikum (letzteres Stück wurde nicht umsonst später von Frank Carstorf inszeniert).

Relativität, aber keine Haltlosigkeit

Die trotz seines Kampfes gegen den Relativismus in Harald Sommer mit enthaltene Relativität war keine Haltlosigkeit. Haltlos war in der Realität jener burgenländische Landtagsabgeordnete, der Frauen gegen das Versprechen einer Gemeindewohnung zum Sex nötigte und somit „Vorbild“ der Figur des steirischen Landtagsabgeordneten in *Die Gemeindewohnung* wurde. In jenem Politiker war keine Relativität mehr, sondern perfide Widersprüchlichkeit und lauter Gegensätze vorhanden, die Sommer in seinem Stück so arrangierte, dass sie sich zueinander wie in einem Spiegelkabinett verhalten. Über diese Gegensätzlichkeit ließ er einen Sprecher reden, der das Stück kommentierte und auch der „deus ex machina“ genannt wurde. Für mich erinnert es stark an die Gegensätzlichkeiten in Österreich in Musils *Mann ohne Eigenschaften*. Der Landtagsabgeordnete war „selbstverständlich gegen die abtreibung, aber wenn schon für die absaugung“ und er war „für otto, aber gegen habsburg.“ „Weiters ist der herr landtagsabgeordnete selbstverständlich für kunst und literatur – aber um ja keine mißverständnisse aufkommen zu lassen: für eine saubere kunst und saubere literatur, was man aber keineswegs mit engstirnigkeit verwechseln darf, denn porno – um auch dieses heikle thema zu berühren – porno also – sollte privatsache sein, außer bei jugendlichen unter sechs jahren, und die schweine, die das brauchen, die solln sich nix antun, wir sind da heute eh sehr liberal und früher hat man mit denen sowieso kurz n prozeß gemacht!“

Streben zum Himmel

Es zog Harald Sommer oft hinauf – er, der überzeugte Atheist, ließ am Ende des *Obgaungs* ebenfalls einen „deus ex machina“ vorkommen, der wie in Kubricks *2001* auch zu den Tönen von *Also sprach Zarathustra* die Heldin aus dem tobenden Grazer Gerichtssaal in reinsten Metaphysik hinauf schwebend entführte; er berichtete auch in *Die Hure Gerhild* über ein selbst erfahrenes Erlebnis mit für ihn außerirdisch wirkenden Wesen im Hochschwab-Gebirge und ließ die Heldin in *Die Gemeindewohnung* nach ihrer Ermordung, die der Landtagsabgeordnete arrangiert hatte, zuerst in die Hölle und dann zu Petrus im Himmel gelangen – nachdem sie zuvor vom Fährmann der griechischen Mythologie auf dem Fluss der Toten mitgenommen worden war. Der Himmel bei Sommer: „Man hörte sie (*Anm. d. Autors*: die Seiersbergerin Josefine Böschl) nicht, weil drinnen findet nämlich gerade die öffentliche generalprobe des chors der himmlischen

heerscharen für die große friedens-demo auf den himmlischen Gefilden statt ... Soeben beendet Petrus eine seiner erhebenden Reden (play-back-politiker-zitat, applaus) Das Licht wird bläulich / Ton-Background: Sphärenmusik / Ein Orchester stimmt die Instrumente / Räuspfern / Rosenkranzbetende Massen / ...“ Während die Hölle den selben höflich-unbeteiligten Ton wie das Parteisekretariat, in dem sich Josefine das Parteibuch geholt hatte, anstimmte, wird letztere auch mit den „Guten“ im Himmel, die eine Friedensdemo abhalten, nicht ganz warm. Wie sehr Sommer hier 1983/84 den Geist der Zeit einfiel, merkt man, wenn man die „Profil“-Ausgaben von damals, in denen von dem authentischen Landtagsabgeordneten berichtet wurde, durchblättert und liest, dass Sigrid Löffler von einer „friedenssüchtigen Zeit“ schrieb.

Graz lässt Mut wachsen

„*Das Licht wird bläulich*“: Sommer kaufte sich in den Siebzigern einen Motorsegler, von dem aus er „ganz Europa“ aus der Vogelschau betrachtete. In einem erst Ende der 80er Jahre in der „Presse“ erschienen Text *Angst vor dem Fliegen* schrieb er darüber. Kein noch so kitschiger Text wie „Über den Wolken...“ sei verfehlt bzw. könne nicht ausdrücken, was man da erlebe, schrieb er. Nicht das man genug tanken müsse sei da das Problem, sondern das Landen, sagte er mir einmal. Doch was gab Harald Sommer Halt, so dass er abgesehen von seinen aeronautischen Ausflügen nicht immer „hinauf“ musste? Ich denke es war Graz – v.a., wer je in einer Grazer Straßenbahn von Haltestelle zu Haltestelle gewartet hat und wem je wie Josefine Böschl dabei der „Mut wuchs“, nachdem sie zuvor in einem Ruckerlberg-artigem Politikerviertel war, weiß, dass es keine im Grunde liebevollere Würdigung von Graz als jene von Sommer, dessen Vater Ingenieur bei den Grazer Verkehrsbetrieben war, gibt. Auch der *Obgaung* ist voll von Graz-Bezügen. Graz ist, wie er in einem Interview, in dem er begründete, weshalb er aus Berlin zurückkehrte, sagte, „doch eine lebenswerte Stadt“, die ihn erdete. Ins nördliche Europa und zum Himmel zog es Harald Sommer hinauf, doch Halt gab ihm das mitteleuropäisch-südlichere Graz, in dem die Engländer des 17. Jahrhunderts schon den Beginn des balkanischen Ostens sahen.

Bernhard Valentinitich, geb. 1981 in Graz, wo er Geschichte und Philosophie studierte. Arbeitete beim Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung, jetzt beim Centrum für Jüdische Studien. Mehrere Veröffentlichungen zu historischen und kulturellen Themen, u.a. im *Grazer Journal for Intelligence, Propaganda & Security Studies (JIPSS)* und im deutschen Magazin *Rocks*.



Foto: Traussnig

Halt durch Haltung

Offenheit und ehrliche Kooperation auf Augenhöhe brauchen Reflexivität und die eigene Standortbestimmung

Von Peter Rosegger



Azra Akšamija, Silk Road Works (Detail),

Installation auf der von Hashim Sarkis kuratierten 17. Architekturbiennale von Venedig, 2021. © Akšamija

„Offensiv ist wie machen wir in Platz“. Gerade in Zeiten einer Fußball-Europameisterschaft, die noch dazu mit Italien einen würdigen Sieger gefunden hat, kommt einem dieses Wort der italienischen Trainerlegende Giovanni Trapattoni in den Sinn. Am 10. März 1998 formulierte Trapattoni in seiner legendären Wut-Presskonferenz diesen scheinbar redundanten Satz. „Offensiv ist wie machen wir in Platz“ ist jedoch nicht nur eine bleibend gültige Fußballweisheit, sondern auch das Herdfeuer gelingender Unternehmensführung im Allgemeinen und tragfähiger Kooperationen im Besonderen.

Beginnen wir mit dem ersten Wort: „Offensiv“. Um offensiv zu sein, muss ich wissen, wie meine Strategie aussieht, und welche Varianten ich auf Lager habe, um ein Tor zu erzielen, und – vielleicht noch wichtiger – um keines zu bekommen. Und vor allem und dies umgreifend muss ich wissen, wer meine Spieler*innen sind, wo sie eingesetzt werden können und welcher Spielstil zu

meiner Mannschaft passt. Weiters „wie machen wir“: Kooperationen leben davon, dass ich weiß, wer ich bin, dass auch mein Partner/meine Partnerin weiß, wer ich bin und wer er oder sie selber ist, und dass wir einen Spielstil und Spielregeln auf Augenhöhe entwickeln, die uns zum gemeinsamen Ziel führen. Dafür sind Freude und Kreativität ebenso notwendig wie Konsequenz und harte Arbeit.

Ohne Plan und noch wichtiger ohne Haltung in ein Spiel zu gehen, ist bereits der Anfang vom Ende. Schließlich „in Platz“: Kooperationen leben wie Fußball davon, was wirklich auf dem Platz geschieht. Leitbilder, große Worte und ausgeklügelte Strategien sind notwendig, jedoch nur dann lebendig und greifbar, wenn aus ihnen reale Situationen und Ergebnisse auf dem Platz resultieren. Viele Menschen sind zurecht feinfühlig dafür, ob es einen Spalt zwischen Theorie und Praxis gibt, oder ob man wirklich dafür einsteht, woran man glaubt.

Denkt in Kontingenzen!

Gerade in den vergangenen herausfordernden Monaten der Corona-Pandemie haben wir gesehen, dass alle notwendigen Pläne und Maßnahmen stets unter dem Vorbehalt der Realität stehen. Neue evidenzbasierte Entwicklungen führen dazu, Strategien zu adaptieren und Regelungen anzupassen. Dies alles unter notwendiger Berücksichtigung der verfassungsmäßigen Grundlagen unserer Demokratie und einer lebendigen Zivilgesellschaft.

Unter dem Leitwort „Fast geschafft!“ stellt der Journalist Jan Roß in der Hamburger Wochenzeitung *Die Zeit* vom 17. Juni 2021 die Frage, was man aus der Corona-Pandemie lernen könne. Er formuliert dabei die pointierte These, es gebe keine Möglichkeit einer perfekten Vorbereitung auf aktuelle oder künftige Krisen: „Das Wichtigste ist, sich überhaupt auf böse Überraschungen gefasst zu machen, widerstands- und reaktionsfähig zu sein. Darum sind Forschung, Wissenschaft und überhaupt intellektuelle Neugierde so wichtig – nicht weil man damit verlässlich wüsste, was auf uns zukommt, sondern weil sie drehbare Geschütze sind, die der menschliche Geist dorthin wenden kann, von wo ihm unerwartet die nächste Gefahr entgegenkommt. [...]“

Vor allem jedoch braucht man eine Gesellschaft, die es erträgt, dass sie nicht alles unter Kontrolle hat, die Schicksalsschläge verkraften und überleben kann.“ Roß leitet aus seinen Überlegungen auch wesentliche Grundhaltungen für ein gelingendes Zusammenleben in einer lebendigen Demokratie ab: „Also ein öffentliches Leben mit möglichst wenig Gift und Galle, Gruppenmissvertrauen und Kulturkampf. Wenn wir das hinbekommen, werden wir es auch beim nächsten Mal durchstehen was immer ‚es‘ ist.“

Entwickelt einen eigenen Spielstil!

Im Fußball wie in Kooperationen und auch im gesellschaftlichen Diskurs kommt es dennoch bisweilen vor, dass man unvorbereitet auf eine neue Situation trifft, oder dass sich die Lage so schnell ändert, dass alle überlegten Strategien und Szenarien nicht mehr greifen. Besonders in diesem Fall ist jene Mannschaft resilienter, die zuvor ausreichend Zeit investiert hat, den eigenen Stil zu finden, und diesen auch durchzutragen, wenn es einmal kurzfristig nicht läuft. In den Worten Giovanni Trapattoni: „Ein Trainer ist nicht ein Idiot.“ Stilfragen werden ja oft als schmückendes Beiwerk scheinbar allein zählender harter Fakten missinterpretiert. Aber die Art und Weise, *wie* wir etwas machen, sagt viel darüber aus, *wer* wir eigentlich sind. Fachliche Exzellenz und Sachorientierung sind überall notwendig und hoffentlich auch überall auffindbar. Aber *wie wir* sie einsetzen, das ist dann spielentscheidend.

Die „Charta der Elisabethinen in Österreich“ (2017) gibt uns einen kooperativen und ambitionierten Spielstil mit auf den Weg: „In allen Verhandlungen und Kooperationen sollen Ehrlichkeit und Fairness an erster Stelle stehen. Der eigene Vorteil darf nie Grund sein, diese Haltungen in Frage zu stellen oder zu relativieren.“ Ebenso definiert und prägt sie einen offenen, vertrauensbildenden und subsidiären Stil des Umgangs miteinander: „In der Führung unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter suchen wir zwischen Ordensschwwestern und Führungskräften ein Zusammenwirken auf Augenhöhe. Christliche Grundhaltungen wie Vertrauen, Aufrichtigkeit und Loyalität sollen unseren Umgang miteinander prägen. Wir wollen den Mut haben, strittige Probleme auf den Tisch zu legen, und die Demut, sie miteinander geschwisterlich zu besprechen. So wollen wir unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sinnvolle Aufgaben zuteilen, ihre berufliche Weiterentwicklung fördern, sie in ihrem Engagement und ihrer Eigenverantwortung ermutigen und ihnen an ihrem Arbeitsplatz einen guten Lebensraum bieten.“

Stil prägt und verbindet – oder trennt

Fußball und Kooperationen leben letzten Endes von der Freude. Sicher, das gemeinsame Ziel ist wichtig, auch die jeweiligen Ansprüche und Bedürfnisse sowie faire und nachhaltige Rahmenbedingungen. Im Letzten jedoch geht es darum, gemeinsam etwas Sinnvolles zu erreichen, den eigenen Stil unpenetrant leben zu können, sowie den Stil der oder des Anderen annehmen und als Bereicherung empfinden zu können.

Nur so ist es auch möglich, Gemeinsamkeit in Verschiedenheit als gesellschaftliches Potential zu erkennen und Wege für ein Gemeinwohl zu finden, das die jeweilige Persönlichkeit nicht außen vor lässt. Schwere Momente gehören dazu und sind keine Ausrede dafür, sich im Strafraum einzubunkern. Und wenn man merkt, man findet trotz aller Bemühungen nicht zueinander, darf man sich nicht selbst aufgeben, um einen kurzfristigen Vorteil zu erreichen. Der eigene Stil ist vielmehr der Grund, ein gutes Team zu haben und andere zu inspirieren.

Peter Rosegger, geb. 1980 in Graz. Theologie- und postgraduales Wirtschaftsstudium (MBA). 2010-2014 Sekretär von Bischof Dr. Egon Kapellari. 2014-2017 Bildungsreferent in der KHG Graz und Chefredakteur von *Denken+Glauben*. Seit 2018 Leiter des Wirkfelds „lernen&leben“ bei den Grazer Elisabethinen und dort seit 2020 Leiter der Öffentlichkeitsarbeit.



Foto: Hawel

Einwürfe

Das Doppelgebot der Liebe in der Praxis:
Bieten wir Menschen *Halt* und dieser
menschenverachtenden Flüchtlingspolitik *Einhalt*!

Von Frank Moritz-Jauk



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz

Im Herbst 2020 bin ich durch einen Augenzeugenbericht von Christoph Riedl, Menschenrechtsexperte der Diakonie Österreich, von der Situation der Flüchtlinge auf Lesbos berührt worden und ich schreibe absichtlich „berührt worden“, weil es sich vom „lesen“ oder „zur Kenntnis nehmen“ unterscheidet. Wenn wir als Christinnen und Christen vom Doppelgebot der Liebe sprechen, dann meinen wir damit die Liebe zu Gott und zu unseren Nächsten. Wer ist meine Nächste und mein Nächster? Diese Frage habe ich schon oft gehört. Deshalb diese Einleitung: Meiner Ansicht nach ist unsere Nächste oder unser Nächster der Mensch, der uns berührt und der uns selbst spüren lässt, dass wir gemeint sind. Das hat zu meinem Engagement in der Flüchtlingsfrage und zu meiner Mitarbeit im Netzwerk für Moria (einer Initiative der Katholischen Aktion) geführt. Dort verrete ich nicht nur mich und meine Kirche, sondern auch das Ökumenische Forum christlicher Kirchen in der Steiermark.

Bezugnehmend auf das Thema dieser Ausgabe sehe ich mindestens zwei große Handlungsaufträge: Der gegenwärtigen, zynischen aber europäischen Migrationspolitik *Einhalt* zu gebieten und den betroffenen Menschen *Halt* zu geben. Corona hat uns in den vergangenen Monaten nicht nur begleitet, sondern in Wahrheit auch alle anderen brennenden Themen überschattet. Daher war es mir seit Beginn meiner Mitarbeit an ein Anliegen, die Problematik der Menschen in den Flüchtlingslagern sichtbar zu machen und der Initiative rund um dieses Thema ein Gesicht zu geben. So ist das Logo „Wir haben Platz“ unter der Mitwirkung vieler Personen entstanden. Wie bringt man jetzt ein solches Logo medienwirksam in die Öffentlichkeit?

Aus dieser Fragestellung ist am 11. Juni dieses Jahres eine Kundgebung auf dem Grazer Karmeliterplatz rund um das „Himmelszelt“ entstanden, die vielleicht am besten so beschrieben werden kann:

Das Zelt, das nirgendwo sein darf – als Symbol für Menschen, die keinen Fuß auf den Boden bringen dürfen, um eine neue Existenz anfangen zu können, die keinen Halt im Leben finden, steht das Zelt „im Himmel“ – hoch oben auf einem fahrbaren Gerüst. Anstatt das Zelt mit den Menschen auf den Boden zu bringen, wird es von einem Ort, von einem Lager, von einem Land zum nächsten, geschoben. Und mit ihm die betroffenen Menschen. Dies haben wir durch vier Menschen, die als EU gekennzeichnet waren, dargestellt. Die installierten Kameras übertragen die Situation aus dem Zelt auf die Bildschirme. Menschen auf der Flucht sind in Österreich ein flüchtiges Bild, keine fleischgewordene Realität wie in den Mittelmeerländern. Das schafft eine Distanz, die sich in der fehlenden Empathie auswirkt. Meiner Ansicht nach sind die Zustände in den Flüchtlingslagern absolut menschen- und europaanwürdig. Es ist eine Schande, wie hier auf dem Rücken der Schwächsten europäische Abschreckungspolitik betrieben wird. Und wie kaltlächelnd das von den verantwortlichen Politiker*innen vertreten und der Bevölkerung zugemutet wird.

Hier in Österreich möchten viele Menschen Abhilfe schaffen, indem sie Platz anbieten: Trockenen Wohnraum, warme Mahlzeiten, funktionierende Duschen, ärztliche Versorgung, Schulunterricht, bis hin zur Kinderbetreuung. Wir müssen endlich vom „Können“ ins „Tun“ kommen. Wir haben die Ressourcen und wollen sie einsetzen. Einsetzen „dürfen“. Das ist das Credo der Initiative, wenn es darum geht, Menschen *Halt* zu geben. Und einer menschenverachtenden Politik *Einhalt* zu gebieten ist ein Anliegen, das uns alle angeht.



Foto: Neuhold

Frank Moritz-Jauk, geb. 1967, studierte Architektur in Konstanz und ist seit 2016 Pastor der Evangelisch-methodistischen Kirche in Graz. Seit fast 15 Jahren Mitglied im Ökumenischen Forum christlicher Kirchen in der Steiermark.

Raus aus dem Fluss

Allerorts ist man auf der Suche nach dem Flow. Aber nur wo der Fluss unterbrochen wird, kann reflektiert werden.

Von Harald Koberg

Natürlich weiß sie, was Fernsehen ist, hat die Tochter von Freunden letztens erklärt. Sie hat davon in Büchern gelesen. Aus der Praxis kennt sie die Notwendigkeit, den eigenen Rhythmus an Programmzeiten und -inhalte anpassen zu müssen, nicht. „Fernsehen“ bedeutet für immer mehr Menschen, aus einem nahezu endlosen Angebot auszusuchen, jederzeit zu starten und zu pausieren und erst wieder aufzuhören, wenn die Faszination verklungen ist oder die Pflicht schon sehr nachdrücklich ruft. Die Qualität der einfach verfügbaren Bildschirmunterhaltung hat sich durch Netflix, Amazon Prime und Konsorten zweifelsfrei gesteigert. Aber vor allem kehrt mit den Streaming-Anbietern endlich jener Flow vor dem Fernseher ein, dem die Programmchefs der traditionellen Sender lange hinterhergelaufen sind.

Flow, das ist der Zustand in dem Abläufe zur Selbstverständlichkeit werden, in dem Reize und Entspannungsmomente im perfekten Rhythmus aufeinanderfolgen und Zeit und Raum in den Hintergrund treten. Flow ist ein Ideal unserer Zeit. Im Sport wird er genauso gesucht wie im Game-Design, beim Managen von Arbeitsabläufen, beim Musizieren oder vom Facebook-Algorithmus. Im Flow läuft alles wie von selbst. Vor allem auch die Selbstoptimierung. Es gibt keine Zweifel. Und damit auch keine tiefgehende Kritik.

So kann es nicht überraschen, dass Flow überall dort besonders vehement beschworen wird, wo der neoliberale Markt die Lage fest im Griff hat. Shopping soll sich anfühlen wie ein Videospiele. Und die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit gilt es ohnehin aufzulösen. So wird durchaus akzeptiert, wenn YouTube auch am Firmenhandy einen guten Teil des Datenvolumens frisst – solange man für den Chef dann auch am Samstag erreichbar ist und vor dem Einschlafen noch einmal die Mails checkt. Alles ist im Fluss. Alles ist Entertainment und Optimierungsprozess zugleich. Die in der Freizeit erarbeitete Reichweite auf Twitter und LinkedIn wird zum Verkaufsargument für die

eigene Arbeitskraft. Und zwischen Freundschaften und dem Kollegium wird auf Facebook und Instagram schon lange nicht mehr unterschieden.

Arbeit, Freizeit, Bildung, Unterhaltung, Entspannung, Sozialkontakte – alles geht immer nahtloser ineinander über und wird mehr und mehr über dieselben zwei, drei Geräte koordiniert, die untereinander kommunizieren, um das User-Erlebnis zu optimieren. Prozesspläne und To-Do-Listen führen durch den Arbeitstag. Soziale Medien füllen die kleinen Pausen, Podcasts und Spotify verkürzen den Heimweg. Und zur abendlichen Entspannung lässt man sich im Strom der Algorithmen durch Unterhaltungsuniversen treiben. Nur nicht Innehalten und Zeit verlieren, mit irritierenden Fragen nach dem Warum und Wozu. Da wirkt es fast schelmisch, wenn gerade Entertainment-Gigant Disney in einem seiner jüngeren Filme, *Soul*, verbildlicht, wie schnell Menschen aus dem Flow-Zustand in ein Dasein als verlorene Seelen abgleiten können, in dem sie lust- und gedankenlos einfach immer weiter machen.

Flow kann etwas Großartiges sein, selbst dort wo er von anderen designt ist. Wenn Probleme sich wie von selbst lösen, jede Bewegung sitzt oder eben auf jedes Lied, auf jedes Video genau das folgt, was es braucht, um die Stimmung zu halten. Aber um zu sehen, wohin der Strom führt, wovon er gelenkt wird und ob das alles irgendwie Sinn macht, braucht es Pausen, Innehalten und Unterbrechungen. Der Schritt heraus unterbricht vielleicht das gute Gefühl. Aber er ermöglicht Reflexion und Kritik. Er ist der Moment, in dem wir für die Algorithmen an Berechenbarkeit verlieren und der freie Wille wieder ein bisschen in den Vordergrund tritt. Und den braucht's ganz dringend, weil das Selbstverständliche immer öfter ziemlich absurd ist.



Foto: mrFoto

Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Marie-Christin Hinteregger und Klaus Wegleitner beim Online-Philosophicum.
Foto: Traussnig

ERSTES ONLINE-PHILOSOPHICUM

Den epidemiologischen Blick aufs Soziale ausweiten: Angelehnt an das KHG- und QL-Jahresthema „Zumutung Zukunft“ fand das Philosophicum, das sich den Zumutungen der Coronakrise aus unterschiedlichen Perspektiven widmete, diesmal online statt. Fachkundig moderiert von Hans-Walter Ruckenbauer und in Kooperation mit der Kath.-Theol. Fakultät, wurden wesentliche Aus- und Nebenwirkungen der Pandemie aus Sicht der Ethik, Medizin, Psychologie und Soziologie beleuchtet. Während Wolfgang Kröll, Intensivmediziner i.R., auf die Folgen einer „Politik der Angst“ in Bezug auf medizinische Versorgung verwies, ging die Klinische Psychologin Marie-Christin Hinteregger auf die psychischen Auswirkungen der Pandemie sowie der COVID-Maßnahmen ein. Soziologe Klaus Wegleitner betonte den globalen Aspekt der Krise und machte zugleich die vielfältigen sozialen Folgen in unserem Nahbereich deutlich. Die spannende Diskussion, die einen multiperspektivischen Einblick in jene Zumutungen bietet, die dieses komplexe, uns alle betreffende Thema mit sich bringt, kann unter [khg-graz.at](https://www.khg-graz.at) sowie auf [Youtube](https://www.youtube.com/watch?v=...) nachgeschaut werden.

Marie-Christin Hinteregger

KIRCHWEIHFEST ANDERS. EIN SONNIGER SPAZIERGANG DURCHS UNI-GRÄTZL

Alles neu macht der Mai! Oder halt anders. Am Kirchweihtag der Leechkirche, dem 1. Mai, war Diözesanbischof Wilhelm Krautwaschl unser Gast. Statt großem Festgottesdienst lernte er bei einem gemeinsamen Spaziergang durchs Univiertel das akademische Umfeld auf andere Art und Weise kennen. So stand zusammen mit dem KHG-Team, dem Architekt*innen-Duo Leb Idris und dem Vizerektor Peter Riedler ein Besuch des *Unicorns*, dem neuen Start-Up- und Innovations-Hub, ebenso am streng getakteten Plan wie die Begegnung mit der KHG Community, dem Cartellverband, dem Opus Dei und der Katholischen Hochschuljugend. Rausgekommen sind an diesem Tag nicht nur die Sonne, sondern auch anregende Gespräche in Kleingruppen. Der auch online erlebbare Rundgang zu Traditionen und Neuerungen im universitären Umfeld sowie einige spannende Videos können unter „Tradition in Bewegung“ auf der [khg-graz.at](https://www.khg-graz.at) abgerufen werden. Auf das gemeinsame Nachholen der großen Feier in der neu renovierten Leechkirche müssen wir wohl noch etwas warten, aber Vorfreude ist ja die schönste Freude.

Brigitte Rinner



Bischof Wilhelm im Gespräch mit der Katholischen Hochschuljugend im PARADISE L.
Foto: Leitgeb



Unsere Sr. Vanda im PARADISE L. Foto: Potocnik

DANKE, SR. VANDA BOTH!

Nach fünf Jahren im Pastoralteam verlässt Sr. Vanda Both sa die KHG, um mit dem Terziat die nächsten Schritte im Ordensleben der Kongregation der Helferinnen zu gehen. Mit viel Engagement und einem hohen Verantwortungsbewusstsein, immer verlässlich und gewissenhaft, hat Sr. Vanda die spirituellen Angebote und das soziale Engagement betreut. Für viele Studierende war sie Begleiterin, Ratgeberin und Weggefährtin auf einem geistlichen Weg. Dank ihr hat die Magis-Gruppe auch die Lockdowns überdauert und ist sogar noch intensiver zusammengewachsen. Diskret, vertraulich und aufmerksam hat sie jene betreut, die den KHG-Sozialzuschnitt benötigten, verlässlich nach den Morgengottesdiensten für ein gemeinsames Frühstück gesorgt, mit großer Umsicht Stockwerksgemeinschaften des KHG-Heimes betreut u.v.m. Liebe Sr. Vanda, vieles von deinem Tun blieb nach außen unsichtbar, weil es persönlich oder diskret war; umso mehr gilt es dir im Namen vieler Studierender ein herzliches Dankeschön zu sagen! Für deinen weiteren Weg wünschen wir dir viel Segen und hoffen, dass wir uns wieder begegnen werden.

Alois Kölbl

HALLO, ICH BIN NEU IM TEAM! SR. MARIA PATKA SA

Ich stamme aus Siebenbürgen in Rumänien, wo ich sehr jung in die Kongregation der Helferinnen eingetreten bin. Bei diesem Abenteuer „Schritt für Schritt“ war mir die ignatianische Spiritualität eine große Unterstützung. Meine Aufgaben lagen bisher sowohl im sozialen als auch im pastoralen Bereich, wobei die Aussage des Heiligen Ignatius „Gott in allem suchen und finden“ für mich immer wichtiger und konkreter geworden ist. In den letzten sechs Jahren habe ich bei Solwodi Österreich als Sozialarbeiterin in einer Schutzwohnung und Beratungsstelle traumatisierte, von Menschenhandel und Zwangsprostitution betroffene Frauen begleitet. In diesen extremen Situationen zu erahnen, wie Gott dennoch da ist, war ein tägliches Suchen und Entdecken. Ich habe auch in spirituellen Programmen für junge Menschen mitgearbeitet und Geistliche Begleitung angeboten. Da meine Kapazitäten für dieses von mir so geschätzte Feld zuletzt immer weniger wurden, freue ich mich sehr auf diesen kommenden Schritt: auf die Begegnungen, auf die Gespräche, und auf all das, was sich ergibt!

Maria Patka



Sr. Maria Patka sa. Foto: privat



Durch den Wald ...



... und rauf in die sonnige Höhl! Fotos: Buchberger

MAI, MOOS, MARIA. STUDIERENDENWALLFAHRT NACH MARIA FREIENSTEIN

Im Marienmonat Mai zogen KHJ und KHG Graz aus, um von Niklasdorf zur Wallfahrtskirche Maria Freienstein zu pilgern. Unser Weg führte dabei über die Berge nördlich von Leoben durch feuchtnasse, frühlingshafte Landschaft. Der Aufstieg auf der verregneten und leicht nebligen Forststraße fällt in meiner Erinnerung zusammen mit vielen anregenden Gesprächen der Studierenden in der langen Marschkarawane. Sehr „sympathisch“ (so Hochschuleelsorger Alois im O-Ton) war einigen in der Gruppe auch eine am Wegrand angefundene Selbstbedienungs-Bierquelle. Je höher wir kamen, desto mehr lichtete sich der anfänglich noch grau bedeckte Himmel und spendete uns angenehme Wärme. Unsere Jause verspeisten wir auf Moos und Reisig gebettet unter Schutz spendenden Rottannen. Im Verlauf des Abstieges klärten sich die zuweilen regenbringenden Wolken vollends auf! Am Felsplateau von Maria Freienstein angekommen, erwartete uns dann nicht nur frischgebackener Kuchen, sondern auch eine festliche Messe in der hell erleuchteten Kirche.

Brigitte Rinner

SILENT CINEMA: GANZ FÜR SICH UND DOCH GEMEINSAM

Die Welt schien dank der langsam sinkenden Sonne schon in einem wohlthuenden Orange, als am Abend des 1. Juni langsam, aber sicher die Kinoliebhaber im PARADISE L. bei der Leechkirche eintrudelten. Nach Monaten des Kinoentzugs und einer schier endlosen Zeit des Streamings stand die Vorfreude auf die erste Projektion in die Gesichter der Anwesenden geschrieben. Noch dazu sollte es kein normaler Kinoabend werden. Schon bei der Ankunft erblickte man die Sessel und gemütlichen Decken, die im Freien bereitgestellt waren. Die Leinwand an der Seitenfassade der Kirche lud ein, Platz zu nehmen und rund 45 Minuten lang in drei Kurzfilme des Trios Total Refusal zu versinken. Ein träumerisches Erlebnis. Nicht nur wegen der besonderen Location und den herausragenden filmischen Darbietungen, sondern auch wegen der gewählten Präsentationsform des von KULTUM, KHG und Diagonale organisierten Silent Cinemas. Mit Kopfhörern ausgestattet konnte so jeder ganz für sich und doch in der Gemeinschaft der anderen Cinesiasten seinen ersten After-Lockdown-Kinomoment feiern.

Teresa Guggenberger



Eine besondere Film-Location: Silent Cinema im PARADISE L.
Foto: Pinaeva



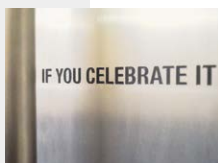
Christian Witz. Foto: TU Graz

DAS KHGc-BIOPIC: CHRISTIAN WITZ

Als er Industriellen Umweltschutz in Leoben studierte, kam der gebürtige Vöcklabrucker Christian Witz (37) auf professoralen Wink hin mit dem Förderungswerk PRO SCIENTIA und dem Pfarr- und KHG-Kosmos in Berührung: Der heute eine mit Simulationen beschäftigte Forschungsgruppe an der Technischen Universität Graz leitende, promovierte Verfahrenstechniker entdeckte in diesem Kosmos „eine Form der (Persönlichkeits-)Bildung, die befähigt, Teil einer Gesellschaft zu sein, „in der zusammen- und nicht nur nebeneinander gelebt wird“. Doch nicht nur das Verbindende, auch das Grenzen Auslotende hat er hier schätzen gelernt. So war er etwa von einem PRO SCIENTIA-Workshop mit einer Performancekünstlerin, bei der alltägliche Handlungen extrem verlangsamt wurden, tief beeindruckt. Solchen Geschwindigkeitsverschiebungen begegnet der mit Sandra verheiratete und in Graz lebende Vater zweier Söhne auch in der Simulation, wo Mischprozesse sehr schnell und biologische Prozesse sehr langsam ablaufen. Schön, dass unser Kosmos und unser Förderverein KHGc durch Dein Tun bereichert werden, Christian!

Florian Traussnig

khg gottesdienste



BREAK4PRAYER

MO–FR 12:00 | Hauskapelle, Leechgasse 24

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15 | Herrengasse 23 | anschließend **Agape**

MESSE IN DER HAUSKAPELLE

DI 7:15 | Leechgasse 24 | anschließend **gemeinsames Frühstück**

STUDIARENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 18:00 | Zinzendorfsgasse 3

MESSE IN DER KAPELLE DES JOHN-OGILVIE-HAUSES

FR 7:15 | Zinzendorfsgasse 3

spezielle gottesdienste



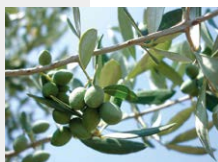
ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST des akademischen Jahres

SO 3. OKT, 18:15 | Stadtpfarrkirche, Herrengasse 23
Anschließend **Agape** im Brunnenhof

GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT KARLAU

SO 15. NOV, 7:30 | Einen Gottesdienst gemeinsam mit den
Insassen feiern | weiterer Termin: **SO 23. JÄN**
Information und Anmeldung: patka@khg-graz.at

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00 | Sporgasse 23a

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR 20:00–21:00 | Zinzendorfsgasse 3

MAGIS-GRUPPE

ab MO 18. OKT, 19:30 | John Ogilvie Haus, Zinzendorfsgasse 3
Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebetes
14-tägig, jeweils MO
Information, Anmeldung: patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein
um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:
Florian Traussnig

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Agnes Hobiger
Julia Jochum
Harald Koberg
Helga Rachi
Natalie Resch
Günter Schuchlantz
Anton Tauschmann
Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.
0316 / 32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht
die Meinung der Redaktion bzw. des Heraus-
gebers wiedergeben.*

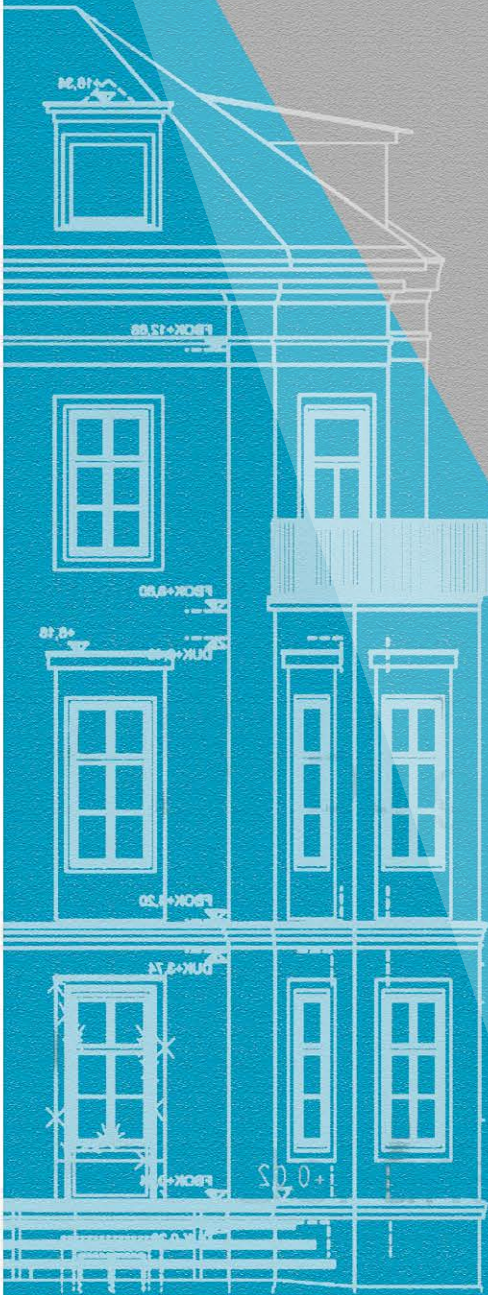
*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die
urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten
Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber/innen von
Bildrechten werden gebeten, sich unter
traussnig@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: traussnig@khg-graz.at

Coverfoto:
Azra Akšamija, *Silk Road Works* (Detail), Installation auf
der von Hashim Sarkis kuratierten 17. Architektur-
biennale von Venedig, 2021. © Akšamija

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe
zu allen Unis

aa | < k | hg



Foto: KHG

ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST des akademischen Jahres

SO 3. OKT, 18:15

Grazer Stadtpfarrkirche, Herrengasse 23



Foto: Heller

ANDREAS HELLER: „surround“

DO 7. OKT, 19:00

Ausstellungseröffnung
QL-Galerie, Leechgasse 24
(zu sehen bis FR 12. NOV)



Foto: KHG

DO HOLTS DI O' Uni-Opening-Tage im PARADISE L.

MO 11. und DI 12. OKT

Gespräche, Begegnungen, Snacks & gute Musik rund um den Apfelbaum und die gemütliche Holzstiege vor der Leechkirche.
Paradise L., Zinzendorfsgasse 3



Foto: Andrá Kunst

GRIES, LEND UND DAS EWIGE LEBEN

SA 16. OKT

KHG-Community-Stadtpaziergang durch die Murvorstadt
In Planung, Details folgen



Foto: Rinder/Krachler

RETHINK-FESTIVAL

MO 18. – SA 23. OKT

Fünftägiges Nachhaltigkeitsfestival mit Schwerpunkt Vortrag, Film- & Dokuabend, Fahrrad- & Kleider-Repair-Workshop, Kleidertauschbörse und Musik.
Quartier Leech, Leechgasse 24
In Kooperation mit dem Afro-Asiatischen Institut



Foto: Neuhold

„HALT“ Aufaktveranstaltung zum QL-Jahresthema

DI 19. OKT, 19:00

Mit **Bischof Hermann Glettler** u.a.
QL-Saal, Leechgasse 24
In Kooperation mit der KHG Community und dem Afro-Asiatischen Institut



Foto: Andrá Kunst

ST. ANDRÄ INTERNATIONALFEIERTAG

DI 26. OKT

10:15 Internationaler Gottesdienst mit **HS Alois Kölbl**
Im Multikulti-Bezirk Gries wird der 26. Oktober traditionell als „Internationalfeiertag“ begangen.
Pfarrkirche St. Andrä, Kernstockgasse 9

Halt

Bis vor kurzem deuteten die Zeichen für das kommende (Studien-)Jahr auf einen Aufbruch, auf Neubeginn, auf eine forschende *Feier des Jetzt* hin. Doch so einfach ist es nicht. Die pandemische Krise mag in unserer Weltecke vielleicht bald überwunden sein und den meisten von uns – mir persönlich auch – dürfte ein *Los geht's!* gedanklich jetzt ganz gut schmecken. Und doch haben wir uns als Quartier Leech für ein geistiges Innehalten, ein Durchatmen, eine Reflexion, entschieden. Es ist noch immer völlig offen, ob die Corona-Erfahrung eine Zeitenwende oder eine große gesellschaftliche Transformation einläuten wird oder nicht. Immer wieder aufgeblitzt ist in den letzten Monaten aber die Tatsache, dass trotz ausgebliebener Großkatastrophe und halbwegs erfolgreichem Durchlavieren durch die Krise der Firnis der Zivilisation erschreckend dünn, der Kitt der Gesellschaft unglaublich porös ist. Was gibt uns Halt, was hält uns (noch) zusammen? Das fragt sich etwa Martin Dürnberger im Leitartikel. Wo gilt es, *Halt!* zu rufen, wo gilt es Haltung zu zeigen? Wo kann man sich selbstbewusst anhalten? Gehen wir diesen Fragen nach, betreiben wir ruhig noch ein bisschen *Soul Searching*, ehe der ganze Wahnsinn wieder losgeht.

Florian Traussnig, Chefredakteur